Ultra Montes.

Der Hostienbäcker von Kur-Mainz.

Zwei historische Novellen

aus

den Zeiten der Kurfürsten Clemens August und Schweikard von Kronenberg.

von

Conrad Kraus.

Mainz.
Verlag von Franz Kirchheim.

1884.

Alte
Geschichten vom Rheine.

Novellen

von

Conrad Kraus.

Zweiter Band.

Ultra Montes.

Der Hostienbäcker von Kur-Mainz.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1884.

Ultra Montes.

Der Hostienbäcker von Kur-Mainz.

Zwei historische Novellen

aus den

Zeiten der Kurfürsten Clemens August und Schweikard von Kronenberg.

Von

Conrad Kraus.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1884.

Druck von Joh. Falk III. in Mainz.

Ultra Montes.

Ewiges Eis — immerwährender Schnee — trostlose Einöde ringsumher — lautlose Stille — unheimliche Ruhe in der Luft — auf dem Eismeer; denn, wie die gigantisch in's Unendliche vergrößerten Wellen einer plötzlich erstarrten stürmischen Meeresfläche, so übergipfeln sich die eisgepanzerten Gebirgsstöcke des ehrwürdigen St. Gotthardt.

Am grauen Oktoberhimmelsgewölbe flog dichtes Gewölk eilig vor dem scharfen Nordwind dahin; manchmal trieb er es zu stark und vor seinem unheimlich pfeifenden Athem zerriß der graue Schleier, der blaßblaue Aether des Weltenraumes ward sichtbar, und bleiche Sonnenblicke versilberten zauberhaft die Eiszacken der Gletscher; und sie blitzten und glitzerten wie Riesenbrillanten, und in den tiefen Schluchten leuchtete das Eis in magischem Dunkelblau.

Kein lebend Wesen war sichtbar und störte die heilige Stille, die erhabene, feierliche Einsamkeit. Nur zuweilen, wie ein Punkt im blauen Aether, schwebt ein Adler hoch oben in den Wolken und zieht unmerklich seine weiten Kreise.

Plötzlich erbebt die Erde — unheimlich rollt es in der Ferne — lauter und lauter wird das Getöse, das sich steigert, bis zu einem grauenvollen Donner, der tausend- und aber tausendfach das schlafende Echo weckt; eine Schneemasse hat sich von einer Bergeshalde gelöst und war, im Rollen in's Unendliche wachsend, in die Tiefe gestürzt.

Aufgeschreckt heult der Wolf in der verborgenen Schlucht, und beutegierig krächzt der Lämmergeier, er löst sich von der weißen Schneekoppe los, die ihm als Ruheplatz gedient, hebt seine schweren Flügel und fliegt segelnd nach der Unglücksstelle des Lawinensturzes.

Dann wird es wieder still und einsam; unheimlich schweben die eilenden Wolkenschatten wie graue Leichentücher über die Schneefelder.

Mit einemmale wird das Echo wieder laut — aus den Tiefen der Schluchten erschallt ein eigenthümliches Getön — nicht mehr Naturlaute sind es, die vernehmbar werden, nein, es nahet ein Menschentroß mit dem ihm eigenen Getöse!

Erschreckt huscht der scheue, weiße Alpenhase, der unter dem Schnee die spärlichen Flechten und Steinmoose geäst, in unzugängliches Felsengeklüft.

Harmonisches Schellengeklingel — erst leise, wie ferne, süße Feenmusik — ersteigt in schmeichelndem Widerhall die himmelanstrebenden Felsenwände, bis

es lauter und lauter werdend, sich vermischt mit Menschenstimmen, mit Lachen, Jubel und Roßgewieher.

Hinan den schmalen Saumpfad, der in hundertfältig wiederkehrenden Windungen den Berg umschlängelt, keuchen eine Anzahl von Menschen mit Saum- und Reitthieren. Voran schritten in geschlossener Truppe etwa vierzig stämmige Bergbewohner mit Hacken und Schaufeln, Seilen, Leitern und Schneeschlitten — Pioniere und Wegbahner der hohen Reisenden, die ihnen folgten.

Hohe Reisende müssen es sein, denn nur solche sind im Stande, die Kraft der Menschenhände zu besolden, die nöthig, um die Hindernisse und Beschwerlichkeiten eines späten Herbst- oder frühen Winterüberganges über den St. Gotthardt zu überwältigen.

Vier Reiter, in grauen Mänteln von militärischem Schnitt, bildeten eine Art Vorhut der folgenden Gruppe, bestehend aus zwei berittenen Militärpersonen, deren unter den Mänteln hervorschauende, weiße Uniformen durch ihre Abzeichen, durch reiche Goldstickereien und Tressen ihren Rang verriethen.

Ein berittener Dienertroß, schwer bepackte Saumrosse, von Landleuten der Gegend geführt, schlossen sich in bunten Gruppen an sie an, während vier Reiter als Nachhut und ein ebenfalls mit Schnee-

gerathen wohl versehener Arbeiterhaufen den Schluß machten.

Mühsam keuchten die schweren Militärpferde, flamändischer Race, augenscheinlich nur der ebenen, wenn auch schlechten Landstraße gewohnt, den steilen und felsigen Saumpfad hinan; ihre Flanken hoben und senkten sich schnell und mühsam; aus den gerötheten und erweiterten Nüstern qualmte der heiße Athem in zwei Dampfströmen in die kalte, helle Bergluft, und wie in Wolken gehüllt erschienen die Reiter von dem verdunstenden Schweiß der ermüdeten Thiere.

Da machte sich an der Spitze des Zuges ein Zögern bemerkbar.

Die Pferde der Vorhut schienen zu scheuen, die vier Mann brachen ihre militärische Reihe und umritten, einzeln abfallend, in weitem Bogen, einen an der Wegseite im Schnee halbverwehten, dunklen Gegenstand — ein gefallenes Pferd.

Bei dem Cadaver angekommen, parirte der Vornehmste der beiden Reisenden sein kräftiges, edles Pferd, das bei dem widernatürlichen Anblicke ungeduldig den Kopf auf und nieder warf und mit dem Vorderfuße wild scharrte, daß der felsige Boden Funken sprühte.

„Wachtmeister,“ rief der Officier, „seht nach, was mag das für ein Pferd sein?“

Ein chargirter Cavallerist mit langem, steifem

Zopfe sprang vom Pferde und näherte sich dem gefallenen Thiere. Nach kurzer Untersuchung trat er salutirend vor seinen Vorgesetzten:

„Herr Oberst, es ist eines der unserigen — ein Kurkölnisches Pferd; der Brand auf dem Schenkel, das verschlungene „C. A." mit dem Kurhut, ist der unserige und der Beschlag ist so sicher vom Bonner Kurschmied Wenzel ausgeführt, wie meine Uniform von unserem Bataillonsschneider zusammengestichelt ist — und" — — hier verlor sich seine weitere Auslassung in ein unverständliches Gemurmel.

„Schwernoth Wachtmeister! 'raus mit der Farbe, was brummte er da in den Bart?"

„Mit Verlaub, gnädiger Herr," erwiederte der Gefragte, „wollt' ich sagen, wenn wir noch länger so auf unseren Rossen diese verteufelte Himmelsleiter fort hinaufkrabbeln, werden wir mehr wie eines am Wegesrande zurücklassen!"

Die beiden Officiere warfen sich einen Blick zu, der bestätigte des Wachtmeisters Ausspruch.

Der Anführer der Truppe setzte eine silberne Pfeife an den Mund und ließ einen langgezogenen, gellenden Pfiff ertönen, worauf der ganze Zug Halt machte.

„Achtung!" schallte das Commando, „sämmtliche Berittene absitzen, zu Fuß weiter, Marsch!"

Der mit „Oberst" angeredete Commandirende ging

mit gutem Beispiele voran; leicht und elastisch schwang er sich aus dem Sattel, und indem er die Zügel seines Pferdes einem jungen Bauer zuwarf, schritt er munter zwischen den Reihen seiner Soldaten durch und erreichte die Spitze des Zuges.

Sein Begleiter, eine schlanke schmächtige Gestalt, der die Uniform mehr wie ein Diplomat, denn wie ein Soldat trug, schwang sich ebenfalls vom Pferde und versuchte mit den Uebrigen gleichen Schritt zu halten, indem er anscheinend mit einer gewissen Nachlässigkeit die Hand auf den Sattelknopf seines Pferdes legte, aber denselben eigentlich als Beihülfe und Unterstützung bei dem beschwerlichen Ersteigen des steilen Saumpfades benutzte.

Am Himmel waren inzwischen eigenthümliche Veränderungen vorgegangen. Je mehr sich die Sonne dem Zenith näherte, desto seltener wurden die Augenblicke, in der es ihr gelang, das immer dichter werdende, sich ballende und eigenartig in einander sich wälzende Gewölk zu durchbrechen und jenen entzückenden Zauber auf das Eismeer auszugießen, der dem schönheitstrunkenen Auge des sensiblen Reisenden ewig unvergeßlich bleibt und ihm nur noch zuweilen — eine Seelen-Fata-Morgana — in seltenen Träumen vor seinem geistigen Auge sich wiederspiegelt.

Graue, kalte Reflexe traten an die Stelle der silberblinkenden Eiskanten und fahle, unheimlich grün-

liche Beleuchtung schimmerte über den Schneeflächen. Die höchste Spitze des Gotthardt's hüllte sich in eine Nebelkappe — erst florartig und durchsichtig wie ein Schleier; sie verdichtete sich jedoch zusehends und wuchs abwärts, bis sie nach und nach die Fernsicht den Blicken verhüllte.

Der, der Bergbewohnerschaar voranschreitende, alte, erfahrene Bergführer hatte bereits mehrmals besorgte Blicke an das Firmament und auf die fernen Bergkoppen geworfen, als der Oberst ihn überholte.

„Sagt, Führer," rief er, „wie weit sind wir von der Paßhöhe noch entfernt?"

Der Gefragte erwiederte ernst:

„Leider, Herr, noch eine Viertelstunde zu weit!"

„Was soll das „Leider", Mann?"

„Weil, Herr, wir noch Dreiviertelstunde bis zur Höhe haben werden, und weil, ehe eine halbe Stunde vergangen, uns ein Schneesturm überfallen wird, über dessen Gefährlichkeit ich nichts Gewisses voraussagen kann!"

„Und warum ist es wünschenswerth, daß wir die Paßhöhe früher erreichen?"

„Weil in diesen Schluchten, zwischen diesen Abhängen der Schneefirnen, eine Schneewehe verhängnißvoll werden kann."

Des Obersten Augen leuchteten kühn und entschlossen, als er rief:

„Dann müssen wir die Paßhöhe erreichen, e h e der Sturm eintrifft!“

Abermals ertönte schrill die silberne Pfeife.

„Halt!“ donnerte das Kommando des Obersten; „die Proviantmeister an die Packpferde, je zwei Mann eine Flasche Wein; den Schneeschauflern die Feldflaschen — trinkt schnell!“

Wohl selten wurde ein Befehl schneller ausgeführt, wie dieser. In wenigen Minuten sah man die lechzende Mannschaft das Labsal schlürfen. Der Oberst selbst that einen tiefen Schluck aus einem ihm von einer Ordonnanz gereichten silbernen Feldbecher und reichte dessen duftenden Rest dem alten Führer, der ihn behaglich ausschlürfte. Dann erhob er seine Stimme:

„Die Schwachen mögen sich an die Schweife der Pferde hängen — in kurzem Trab weiter, Marsch, Marsch!“

Die Karawane war bereits längst über Andermatt hinausgekommen und auf jenem Theile des Saumpfades angelangt, der heutzutage einen Theil der Furkastraße bildet und nur sehr wenig berganstieg, so daß die Ausführbarkeit des Befehles nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit lag.

Zwanzig Minuten lang hielten Menschen und Thiere den anstrengenden Marsch aus, als der Führer dem Oberst durch ein Zeichen „Halt“ gebot.

Auf das Signal der Pfeife stand der Zug.

„Lass't Menschen und Thiere ausschnaufen, Herr! dann noch fünf harte Minuten steilen Weges und Ihr werdet in Sicherheit sein!"

Schwer keuchten die Reisenden und genossen der so nöthigen Ruhe und der wohlverdienten wiederholten Weinvertheilung.

Inzwischen hatte sich der Himmel mehr und mehr verfinstert; eisiger Nebel hüllte wie ein Leichentuch die Gegend ein.

Unheimliches Sausen, Pfeifen und Zischen zog durch die Lüfte und feine, krystallene Eisnadeln bedeckten wie feiner Puder Menschen und Thiere. Letztere streckten mit weit geöffneten Nüstern die Köpfe in die Luft und schnauften ängstlich.

„Marsch, Marsch!" donnerte der unerbittliche Befehl und abermals setzte sich der Zug mit beschleunigtem Schritt in Bewegung und aufwärts ging es in eine eng gewundene Schlucht.

Der Oberst warf besorgte Blicke um sich und drückte diese Besorgniß dem Führer pantomimisch aus, denn die Menschenstimme vermochte das Brüllen und Brausen des herannahenden Sturmes nicht mehr zu übertönen.

Der Führer antwortete nur, indem er mit der Hand nach der nächsten, höher gelegenen Windung

des Saumpfades deutete, die man endlich nach einigen harten Minuten erreichte.

Der Saumpfad zog hier, verbreitert durch natürliche Terrainformation, einer langen, steilen, stark überhängenden Felswand entlang, die nach Süden hin einen Schutz bildete gegen den herantobenden Sturm.

Da gebot der Führer „Halt," sich durch Pantomimen verständlich machend, ließ den Pferden die Decken losschnallen und überwerfen, reihete sie mit den Köpfen gegen die Felswand dicht aneinander und veranlaßte Soldaten und Arbeiter zwischen sie zu treten, so daß sich Menschen und Thiere einander erwärmten. Die Schneeschaufler hüllten sich in ihre dichten Decken und legten sich, Mann an Mann, am Fuße der Felswand nieder.

Nur der Oberst und der alte Führer blieben rastlos und wachsam; Ersterer schritt die Reihe entlang und ließ an Schwache und Verzagte Wein und Branntwein austheilen; Letzterer beobachtete ernsten Blickes den Himmel, der mittlerweile ein nächtliches Ansehen angenommen — tiefe Dunkelheit breitete sich aus. Ueber die Felswand brüllte der Sturm mit entsetzlichem Getöse, mit Pfeifen und Zischen.

Dichter Schnee wirbelte und tanzte in der Luft und schoß mitunter wie ein schräger Pfeilhagel zur Erde nieder.

Wenn auch durch die überhängende Felswand vor der direkten Einwirkung der Winde geschützt, fühlten die Reisenden dennoch eine eisige Kälte bis in das Mark ihrer Knochen dringen und priesen sich glücklich, ob ihrer wohl angeordneten, verhältnißmäßig geschützten Aufstellung, die ihnen die Möglichkeit bot, daß entsetzliche Naturereigniß zu überdauern.

Dichter und immer dichter fiel der Schnee, und in demselben Maaße vermischte sich mit dem Geheul des Sturmes der Donner der immer häufiger herniederstürzenden Lawinen.

Schon begannen die Soldaten einander entsetzte Blicke zuzuwerfen — nur der kalte Gleichmuth, der unter ihren Decken unbeweglich dahingestreckten Bergbewohner vermochte sie einigermaßen zu beruhigen — da begann es lichter zu werden. Die einzelnen Schneeflocken wurden dünner und verwandelten sich in feine Eisnadeln. Der menschliche Blick, der bis jetzt in dem grauschwarzen Chaos sich verlor, begann wieder Gegenstände, Felsen, Bergesspitzen zu unterscheiden.

Nur noch stoßweise heulte der Wind. In den Zwischenpausen vermochten die Reisenden wieder einzelne Rufe und Worte zu verstehen. Nur etwa eine halbe Stunde hatte der Sturm in seiner ganzen Gewalt getobt, aber diese kurze Spanne Zeit war den Reisenden wie eine kleine Ewigkeit erschienen. Der

Wind verhallte in hohlem Seufzen — die Fernsicht hellte sich auf und mit ihr die Mienen der Reisenden.

Das elastische Menschengemüth vergißt so gerne und so schnell der Sorge! Und als gar die Spitze des St. Gotthardt's unter einem verlorenen Sonnenstrahle silbern aufleuchtete, erhob sich lauter Jubel unter den Reisenden und sie entledigten sich lachend der dichten Schneeschichte, mit der sie bedeckt waren.

„Führer, wann brechen wir auf?" fragte ungeduldig der Oberst.

„Das hat gute Weile, gnädiger Herr," erwiderte der Gefragte, „jetzt beginnt unsere Arbeit — zuvor müssen wir den Weg bahnen, den Ihr ziehen wollt, wollt Ihr nicht mit den Gäulen in den Schneewehen versinken. Lass't Mensch und Thier mit Speise und Trank stärken, dieweil ich mit den Meinen vorauseile!"

— — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später übergoß die niedergehende Sonne, als wäre sie nie getrübt gewesen, die Spitzen der Alpen.

Die Karawane war bereits im Niedersteigen begriffen. Der See auf der Paßhöhe war passirt.

Da parirte der Oberst sein Pferd. Vor seinem entzückten Auge lag das herrlichste Panorama dieser Erde ausgebreitet!

Tausende von eisbedeckten Berggipfeln der Aus-

läufer des Gotthardt zogen sich in die Ferne und flimmerten und glänzten in allen Farben des Regenbogens, bis sie in der Ebene versanken. Diese lag ausgedehnt bis in unabsehbare Ferne — ein ruhiges Smaragdgrün, geschmückt mit schwarzen Föhrenwäldern und azurblauen Seen — lichte Punkte bezeichneten die Flecken und Städte der Lombardei.

Der Oberst wandte sich zur Rechten an seinen Gefährten und brach in den entzückten Ausruf aus:

„Graf! Fühlen Sie sich nicht gehoben von jenem Anblick, schwellt Ihnen die balsamische Luft Italiens, die uns entgegenweht, nicht auch die Brust?"

„Allerdings, lieber Baron, glaube ich Aehnliches zu verspüren," war die etwas blasirte Antwort, die mit den ermüdeten, abgespannten Gesichtszügen des Gefragten übereinstimmte, „jedoch scheint mir nach den außergewöhnlichen Strapatzen das Nächstliegende das Beste zu sein, nämlich jener gastliche Rauch, der den Schornsteinen von „Airolo", unserm Nachtquartier, entsteigt."

Der Oberst lächelte eigenthümlich und spornte sein Pferd zum Weitermarsch.

Eine halbe Stunde später liefen die Einwohner von „Airolo" zusammen und sahen bewundernd die kräftigen Gestalten der rheinischen Reiter in ihre, im Voraus bestellten Nachtquartiere einziehen.

Unter dem Thore der nicht sehr einladenden

Osteria della Posta stand ihr Wirth mit einem so ehrlichen, italienischen Spitzbubengesicht, wie's nur eines geben mochte auf der ganzen Halbinsel von Airolo bis Brindisi, und rieb sich, indem seine kohlschwarzen Augen feurig glitzerten, vergnügt die Hände.

„Nun, Ricardo, es scheint, Gottes Segen gießt sich aus über Dein Haus! Welchen Principe hast Du die Ehre, heute zu beherbergen?"

Der Gefragte drehte sich um und blickte in das wohlwollende Gesicht des Ortspfarrers; er zog sein verdächtig glänzendes Mützchen und antwortete mit zutraulicher Ehrerbietung:

„Diavolo, Signor Abbate, wer kann die Namen jener deutschen Barbaren im Sinne behalten —" dabei suchte er in seinen Taschen und brachte ein beschriebenes, ziemlich zerknittertes und beschmutztes Papier zum Vorschein, das er, natürlich verkehrt dem Priester reichte.

Dieser las: „Baron Emanuel von W*., Oberst der Leibgarde und Legationsrath Seiner Kurfürstlichen Gnaden von Köln, mit zwanzig Begleitern und Pferden."

„Santo Niccolo!" rief der Priester aus, „dieser Principe di Colonia muß ein großer Herr sein in seinem Lande — das ist schon der dritte Zug, der zu seinem Hofstaate gehört?"

„Si, Signor Abbate," schmunzelte Ricardo, „und Moneta haben diese Eisbären, wie Sand am Meer!"

Der Pfarrer drohte ihm im Abgehen mit dem Zeigefinger, „nimm Dich zusammen, Ricardo, und behalte reine Hände!"

„O, o, Signor Abbate!" rief der Wirth, mit einer unnachahmlichen Geberde seinem schwer verletzten Ehrlichkeitsgefühle Ausdruck verleihend, „man hat Gewissen!" und verschwand in seinem Haus. — — —

Hier ging es lebhaft her.

In dem mit offenen Gallerien umgebenen Hofe warteten die Reiter sorgfältig ihrer Pferde; in den Küchen brannten helle Feuer, an denen die Opfer des Hühnerhofes schmorten. Ein für nordische Nasen unerträglicher Fettgeruch erfüllte alle Räume — Mägde in der Nationalbauerntracht der italienischen Gebirgsbewohner schleppten bauchige Flaschen in Strohhülsen mit dem schwarzen Landwein aus den Kellern.

Geraume Zeit bedurfte es, ehe auf die Osteria della Posta die Ruhe der Nacht herabsank.

— — — — — — — — — — —

In einem Raume des ersten Stockwerkes saß Baron Emanuel an dem offenen Fenster und blickte in die Nacht hinaus — rings um das Dorf und die nächste Umgebung, herrschte tiefes Dunkel, aber in der Ferne leuchtete der Hauptstock des St. Gotthardt

in dem magischen Feuer des verschwindenden Alpenglühens. Des deutschen Edelmannes trunkenes Auge konnte sich nicht satt sehen an diesem, für die Bewohner der Ebene so seltenen und bestrickenden Anblicke.

Eine Oellampe von klassischer Einfachheit warf einen milden Schein auf seine stolze, hohe Gestalt. Ein Sohn der rothen Erde, konnte man in seinen edlen Zügen, aus seinem offenen, ehrlichen und feurigen Auge, aus dem langen, blonden Schnurrbart, der beinahe bis auf die Brust herniederfiel, aus seinem goldblonden Haupthaar, welches, ledig der Perrücke, in kurzen Wellen seinen kleinen Kopf umfloß, unschwer seine edle, sächsische Abstammung erkennen.

Da wurde er in seinem Sinnen gestört durch den Eintritt seines militärischen Dieners.

„Was willst Du, Bernhard?"

„Gnädiger Herr! Graf H . . . . . wünscht seine Aufwartung zu machen!"

„Der Graf ist willkommen!"

Bei diesen Worten trat auch schon der Genannte ein und nahm, nach der feinweltmännischen Begrüßung, die den Hofmann und Aristokraten kennzeichnete, dem Baron Emanuel gegenüber Platz.

„Es drängt mich, lieber Baron, Ihnen nochmals und in erhöhtem Maße meinen ganz besonderen Dank auszusprechen für den Schutz und die Gastfreundschaft,

welche Sie mir, dem Fremden zu Theil werden ließen, deren ganze Größe sich mir erst während des beängstigenden und gewaltigen Naturereignisses fühlbar machte."

Baron Emanuel verbeugte sich galant, doch ehe er im Stande war, zu Worte zu kommen, fuhr der Graf mit seiner ganzen höfischen Volubilität fort:

„Da ich jedoch, verehrter Baron, meinem Danke noch die dringende Bitte beizufügen habe, mich noch weiterhin — vielleicht bis Florenz Ihrem mächtigen und gütigen Schutze anvertrauen zu dürfen, so habe ich mir die Ehre zu geben, die, bei dem Mangel an Zeit, den der schnelle Aufbruch in der Frühe dieses Morgens mit sich brachte, mangelhafte und ungenügende Repräsentation meiner Person des Näheren zu ergänzen."

Der Baron verbeugte sich abermals fein lächelnd und erwiederte:

„Ihr Wunsch, Graf, trifft mit dem meinigen, in so liebenswürdiger Gesellschaft das schöne Land zu durchziehen, zusammen, was ich mit großem Vergnügen begrüße. Als Soldaten, Kameraden, Edelleute und diplomatische Collegen, als welche wir uns erkennen, dürften wir wohl eine nähere Bekanntschaft der Gelegenheit des längeren Zusammenseins während der Reise überlassen!"

Graf H . . . . . verbeugte sich nun seinerseits verbindlich und erwiederte:

„Auch ich, lieber Baron, wäre Ihrer Ansicht, verbände ich nicht noch einen weiteren, und ich muß in der That gestehen, selbstsüchtigen Zweck.“

Baron Emanuel blickte, statt jeder Antwort, den Grafen aufmerksam fragend an.

Dieser fuhr fort:

„Ich stand bis vor Kurzem bei der Kaiserlichen Gesandtschaft in Stockholm; schon längst wegen meiner Gesundheit um Zurückberufung und Versetzung drängend, geruhte Seine Majestät der Kaiser huldvollst, meiner unterthänigen Bitte zu willfahren, und mich kurzer Hand nach Wien zu bescheiden. Widrige Winde und Stürme verzögerten meine Reise, so daß ich, als ich in Wien eintraf, meiner neuen Bestimmung, als Legationsrath des außerordentlichen Kaiserlichen Gesandten, Grafen B. beigegeben zu werden, nur Folge leisten konnte, indem ich schleunigst dem bereits abgereisten Botschafter auf dem Fuße folgte, in der Hoffnung, ihn etwa in Konstanz einzuholen; jedoch ohne Erfolg. Das glückliche Zusammentreffen mit Euer Gnaden ermöglichte mir den schnellen Uebergang über den gefährlichen Paß und somit das rechtzeitige Eintreffen in Viterbo.“

Der Baron verbeugte sich mit einem fragenden und befremdeten Blick.

„Verzeihen Sie, Baron, ich komme sofort zur Sache; meine zweijährige Abwesenheit in Schweden, hat mich den politischen Constellationen des Reiches derart entfremdet, daß mir die Meisten derselben unerklärlich und fremd erscheinen. Der Zug Seiner Kurfürstlichen Gnaden von Köln zum Papste, die große Wichtigkeit, die ihm Seitens der europäischen Mächte zugeschrieben wird, ist es, der meine politische Wißbegierde reizt und weßwegen ich Euer Gnaden um kollegialisch freundschaftliche Erläuterungen, wenn genehm, ergebenst bitten möchte."

Während dieser etwas schwülstigen Auseinandersetzung warf der Baron einzelne forschende Blicke auf das undurchdringliche Diplomatengesicht seines Gegenüber.

Sein edler, geradsinniger Character fühlte instinktmäßig, daß die Quelle, aus welcher jener freundschaftliche Annäherungsversuch floß, nicht eben die lauterste sei; demgemäß beschloß er, in seinen Antworten die größte diplomatische Vorsicht zu beobachten.

Er begann:

„Wie Ihnen vielleicht bekannt sein wird, Herr Graf, war schon Papst Clemens der XI. dem bayrischen Kurprinzen, Clemens August, als derselbe von 1715 bis 1721 in Rom studirte, sehr gewogen. Seine Heiligkeit erkannte in ihm einen Geist, unter dessen Herrschaft das Wohl der rhei-

nischen Kirche hinreichend sicher gestellt sei. Dieser wohlwollenden Meinung Seiner Heiligkeit und dessen auch nach seinem Tode fortwirkenden Einfluß verdankt es Clemens August, daß auch gegen die bestehenden kanonischen Vorschriften die Mitren mehrerer niederrheinischer Stifter sich auf seinem Haupte vereinigen.

Er ist Bischof von Paderborn, Bischof von Münster und von Hildesheim, Domprobst von Lüttich, und der verwaiste Bischofsstab von Osnabrück liegt bereits so gut wie in seiner Hand. Vor fünf Jahren auch zum Coadjutor von Köln erwählt, bestieg er vor zwei Jahren den heiligen Stuhl von Köln.

Dem Wunsche des heiligen Vaters zu Folge, empfing er vor zwei Jahren die Priesterweihe, und dem Drange seines Herzens nachgebend, bat er Seine Heilichkeit, den jetzigen Papst ihn, wegen Mangels an dem erforderlichen kanonischen Alter zu dispensiren, und ihm die Erlaubniß zum Empfange der Bischofsweihe zu ertheilen, — ein Wunsch, der dem lebhaften, pietätvollen Gefühle entsprang, vor der definitiven Uebernahme der Verwaltung des kölnischen Erzbisthums die bischöfliche Consekration empfangen zu haben. Papst Benedikt der XIII., ertheilte nicht allein ohne Schwierigkeit die gewünschte Dispens, sondern erbot sich auch, ihn persönlich zum Bischof zu salben." „Ah!" unterbrach der Graf den Sprecher mit einer verbindlichen Verbeugung —

Dieser fuhr fort:

„Von hoher Freude erfüllt ob der Huld Seiner Heiligkeit, entschloß sich Seine Kurfürstliche Gnaden alsbald nach Italien aufzubrechen. Bei der Wichtigkeit und der hohen politischen Stellung des Erzbisthums Köln, welche noch gewaltig an Bedeutung gewinnt, durch die weiteren, hohen, kirchenfürstlichen Aemter, die sich in der Hand seines Oberhauptes vereinigen, ist es keineswegs zu verwundern, daß die europäischen Mächte um die Kurstimme Kölns, um den gewaltigen Einfluß seines Fürsten buhlen. Auf der einen Seite ist es Oesterreich und Spanien; auf der anderen Frankreich mit seinen Verbündeten, die das größte Interesse daran haben, den Kurfürsten und seine Macht zu gewinnen." Bei diesen Worten warf der Graf einen durchdringenden Blick in das Gesicht des Barons — dessen Ausdruck aber blieb so undurchdringlich wie Marmor!

Der Baron fuhr fort:

„Hieraus, Herr Graf, dürfte sich wohl das hohe Interesse aller Mächte an diesem heiligen Akte, der der Bestimmung Seiner Heiligkeit zu Folge in Viterbo statthaben soll, auf ganz natürliche Weise erklären."

Graf H . . . . . verbeugte sich verbindlich und fragte nach kurzem Schweigen:

„Und nach welcher Seite, lieber Baron, werden

sich wohl die Sympathien Seiner Kurfürstlichen Gnaden wenden?“

Mit feinem, kalten Lächeln erwiederte der Oberst:

„Es steht mir als Diener weder zu, die politischen Gefühle meines Herrn zu ergründen, noch darüber Muthmaßungen auszusprechen!“

Der Andere fühlte wohl die direkte Abweisung, die in dieser Antwort lag; er hatte sich in seinem Manne getäuscht, ihn unterschätzt!

Nach den üblichen Dankesbezeugungen und dem Austausche der gewöhnlichen Höflichkeiten zog er sich zurück, und überließ den Baron dem Nachdenken und der so wohlverdienten Ruhe. — — — — — —

Wo der Monte Cimino sich erhebt, dessen graues Gestein im Scheine der Abendsonne röthlich zu leuchten beginnt, an seinem Abhange, liegt, umgeben von reizenden Gärten, aus deren dunklem Grün köstliche Paläste glänzen, überragt von malerischen Thürmen, die Stadt „Viterbo", „die Stadt voll schöner Brunnen und schöner Jungfrauen," wie schon die mittelalterlichen Dichter sangen.

Auf der Höhe des Monte Fiaskone hielt Baron Emanuel an einem hellen Nachmittage einer der ersten Novembertage des Jahres 1727.

„Land der Sonne, des Lichtes, glückliches so oft besungenes Land — du natürliches Archiv, in dem die gewaltigste Geschichte in ungeheurer Lapidarschrift uns ihre steinernen Dokumente aufbewahrt, du heilige ehrwürdige Wiege unserer Kirche, Land der Poesie, Land des von den Himmeln gefallenen göttlichen Funkens, der Kunst — wie schön bist du!" sang es in seiner Brust, als er hinabblickte in das herrliche Panorama, das sich vor ihm ausbreitete; in seiner Mitte lag das Ziel seiner Reise, Viterbo. Links er-

glänzten die Schneegipfel des Amiata und Cetona und der reiche Wechsel von Thal und Hügel der dunkelbewaldeten umbrischen Berge.

Alles überragend, leuchtete im Hintergrunde, im Sonnenschein, die gewaltige Apeninnkette der Sabina und bildete einen hellen Gegensatz zu den dunkeln Ciminerbergen.

Zwischen düstern Cypressen und dem Graugrün des Oelbaumes erglänzt der Spiegel des See's von Bolsena.

Dem Beschauer ungeahnt, schlummern hier unter Moos und Ginster die Ruinen altetruskischer Städte, einst ein reich bebautes etruskisches Land, und, nur dem Eingeweihten sichtbar, schweben hier die Geister der alten Etrurier und spielen ihre griechischen Spiele, schlingen, blumenbegränzt, fröhliche Reigen, und opfern ihren heitern griechischen Gottheiten vor den Vorhallen zierlicher Tempel.

Abwärts schlängelt sich der Weg zwischen Pinien und Agaven und die spitzen Blätter des Oelbaumes rascheln und flüstern leise und erzählen sich von dem nordischen Wanderer, der da an ihnen vorbei seines Weges ziehet in Frieden, und von seinen Vorfahren, die niemals friedlich, sondern stets nur in wilden Horden, unter Waffengeklirre gezogen kamen und das Land überflutheten.

Und die rheinischen Reiter zogen still ihres Weges,

überwältigt von der Erhabenheit und fremden Schönheit des Südlandes.

Kurz vor Viterbo war es, da überholte der Zug des Barons eine von zwei Paßgängern getragene Sänfte unter dem Geleite zweier Diener.

Der Zug des Barons theilte sich, um der Sänfte Platz zu lassen, und die deutschen Reiter ritten in scharfem Trab vorbei.

Da scheute plötzlich das vordere Pferd der Sänfte, und stürzte in die Kniee; die Sänfte neigte sich zur Seite — ein schwacher Schrei drang daraus hervor und der Kopf einer Dame, deren Gesicht mit einer Halbmaske von schwarzem Sammt bedeckt war, erschien an der Fensteröffnung der Sänfte.

Baron Emanuel sprang vom Pferde und stützte das leichte Vehikel mit seiner kräftigen Schulter, während sein Diener das gefallene Pferd wieder auf die Beine brachte und zu beruhigen suchte.

Während der wenigen Augenblicke, die jener Vorgang in Anspruch nahm, begnügten sich die italienischen Diener damit, die Deutschen als unschuldige Veranlasser jenes Unglückes mit einem ganzen Schwalle italienischer Schimpfwörter zu überschütten.

Baron Emanuel beschränkte sich darauf, mit gezogenem Hute, in italienischer Sprache, den beiden Damen verbindliche Entschuldigungen auszusprechen,

die mit kurzen, zwar vornehmen, aber höflichen Verbeugungen erwiedert wurden.

Er schwang sich wieder auf sein Pferd und ritt in tiefem Sinnen weiter; denn aus dem Sammt der Halbmaske der einen Dame hatten ihm ein Paar hellstrahlende Augen einen Funken in die Seele geworfen, der sein ruhig schlagendes deutsches Herz erbeben ließ. Erst als die Straße sich mehr und mehr bevölkerte, als sein Zug durch das nördliche Thor von Viterbo einritt, verscheuchte er kopfschüttelnd den Gedanken an jenes Augenpaar.

— — — — — — — — — — —

Kaum eine Stunde später, erschien Baron Emanuel, in elegantem Hofkleide auf dem kleinen malerischen Hauptplatze der Stadt Viterbo, dessen eine Seite von der Kathedrale „San. Lorenzo," die andere von dem zwar kleinen aber reich dekorirten gothischen Palazzo „Veskovile," dem Bischofspalast, begrenzt wird. In diesem hatte der Erzbischof. Clemens August, von Köln sein Absteigequartier genommen.

Von allen Seiten durch freundliches Willkommen begrüßt, durchschritt Baron Emanuel die Reihen von Lakaien, Trabanten, Pagen und Kammerherrn, welche in den Corridors und den Vorzimmern der Verrichtung ihrer wichtigen Pflichten oblagen. Am Fuße der großen Treppe, welche zwischen Säulen, Bogen und Maßwerk nach den Prunkräumen des ersten

Stockes führte, empfing, ihn der dienstthuende Kammerherr, Freiherr v. L . . . . und geleitete ihn sofort zu dem Kurfürsten.

Clemens August war noch ein junger Mann von mehr untersetzter, als schlanker Gestalt; auf seinem frischen Gesichte mit seinen milden, blauen Augen, war der Ausdruck des Wohlwollens entschieden der Vorherrschendste. Er trug die violette Soutane, und zwar von dem gleichen Stoffe, wie ihn die Kurfürstliche Toilettenverordnung für die Zeit der Trauer oder der Fasten vorschreibt; denn Clemens August war den vor der Bischofsweihe vorgeschriebenen, strengen Fasten unterworfen. Bei dem Anblick des Barons erhellte sich sein Gesicht, und er legte das Brevier, in dem er gebetet, zur Seite.

Baron Emanuel küßte ehrfurchtsvoll die ihm dargereichte Hand und nahm dann auf ein verbindliches Zeichen des Kurfürsten, der seine Diener nach Gebühr zu würdigen verstand, diesem gegenüber Platz.

„Sie trafen früher ein, mein lieber Baron, als ich Sie zu erwarten hoffen durfte."

„Dem Wunsche Eurer Durchlaucht gemäß, beschleunigte ich meine Reise und gewann Zeit, indem ich den St. Gotthardt überschritt."

Der Kurfürst blickte erstaunt auf:

„Mein Gott, Baron, da unterzogen sie sich meinetwegen großen Gefahren, war das nicht Vermessenheit?"

Der Baron erwiederte kavaliérement:

„Im Dienste meines Fürsten kenne ich keine Gefahr; außerdem erscheinen diese Gefahren bedeutender, als sie in der That sind und können bei gehöriger Vorsicht, wie die Erfahrung lehrt, beinahe gänzlich vermieden werden.“

Clemens August warf dem Baron einen wohlwollenden Blick zu, ehe er fortfuhr:

„Demnach zu urtheilen, dürften die Nachrichten über den Erfolg Ihrer Mission nicht ungünstig sein?“

Die unbewegliche Miene des Barons, sein beinahe unbemerkliches Achselzucken mochte dem Erzbischof als ein ungünstiges Omen erscheinen.

„Was haben Sie mir von meinem Herrn Bruder in Trier zu berichten“, fragt der Erzbischof gespannt, „ist er unter gewissen, bekannten Voraussetzungen geneigt, die Coadjutorschaft von Mainz niederzulegen, und damit auf den heiligen Stuhl von Mainz zu verzichten?“

„Kurfürstliche Gnaden! Seine Durchlaucht, Pfalzgraf Franz Ludwig, Fürst von Neuburg und Erzbischof von Trier, ist weder gewillt, die Coadjutorwürde niederzulegen, noch auf die Einnahme des heilichen Stuhles von Mainz zu verzichten, im Falle er erledigt werden sollte!

Clemens August fragte erregt:

„Demnach gedenkt er also, beide Kurwürden auf seinem Haupte zu vereinigen?“

Ein kaum wahrzunehmender, feiner Zug flog über das Gesicht des Barons, als er antwortete:

„Keineswegs, Durchlaucht, der Kurfürst von Trier beabsichtigt, auf das seither besessene Kurthum Trier feierlich zu verzichten, und nach dem Ableben Franz Lothar's von Mainz den Mainzer Kurhut auf sein Haupt zu setzen!“

Clemens August gelang es, den Mißmuth zu verbergen, den diese Antwort in seinem Gemüthe erregte. Obschon noch jung, hatte er sich die den regierenden Fürsten so nöthige Selbstbeherrschung bereits in hohem Maße angeeignet. Nach kurzem Schweigen begann er:

„Und das Domkapitel in Mainz?“

Baron Emanuel's Gesicht erblaßte leicht, als er erwiederte:

„Die Verhandlungen in Kurmainz waren in Anbetracht, daß der Kurfürst noch am Leben und anscheinend in gutem Wohlsein sich befindet, ungleich schwieriger und von denkbar möglichst delikater Natur.“

Der Kurfürst nickte zustimmend.

Der Oberst fuhr fort:

„Die dem Interesse Eurer Durchlaucht ergebenen Mainzer Domherren, die Herren —“

Clemens August unterbrach ihn mit einer abwehrenden Bewegung —

„Also die betreffenden Herren vermochten nicht genügend ihrem Erstauen darüber Ausdruck zu verleihen, daß Euer Durchlaucht gesonnen wären, zu Gunsten des Mainzer Kurhutes auf den heiligen Stuhl von Köln Verzicht zu leisten. —"

Dieses Mal verließ den Kurfürsten der Gleichmuth:

„Auf den Stuhl von Köln Verzicht zu leisten?" fuhr er auf!

„Allerdings, Kurfürstliche Gnaden, „„Verzicht leisten,"" da es mit dem Reichsgrundgesetze unvereinbar ist, daß sich zwei Kurwürden auf einem Haupte vereinigen!"

„Auch nicht mit der Genehmigung des Papstes?"

„Kurfürstliche Gnaden," erwiederte der Geschäftsträger ruhig und ernst, „diese Frage wurde gar nicht in Betracht gezogen!"

Clemens August erhob sich erregt, zum Zeichen, daß die Audienz aufgehoben; mit einer Geberde verabschiedete er den Baron, ohne ihm die Hand zum Kusse zu reichen.

Zwei Tage nach jener Unterredung bot die Stadt Viterbo einen äußerst belebten Anblick dar.

Landleute aus der römischen Campagna, aus den Albaner-Bergen, aus den zunächst liegenden Flecken und Dörfern in ihrer malerischen Nationaltracht, römische Bürger, Priester, Ordensgeistliche drängten sich in den Straßen in buntem Gewühl.

Es war der Vorabend vor dem Tage, an welchem der Erzbischof von Köln die bischöfliche Weihe empfangen sollte in dem nur in geringer Entfernung von Viterbo gelegenen Benediktiner-Kloster „Madonna della Quercia.“

Papst Benedikt XIII., der geliebte Papst, der Vater des Volkes weilte in Quercia, um die Konsekration Clemens August's selbst zu vollziehen, und das Volk drängte sich in seine Nähe, um einen Blick auf ihn zu werfen und seinen Segen zu empfangen.

Viel fremdes Volk, Deutsche, Franzosen, Spanier, Holländer, zum Gefolge der verschiedenen fremden Gesandten und hohen Fürstlichkeiten gehörig, war unter die Italiener gemischt — sie waren nicht allein

in ihrer Nationaltracht, an ihren charakteristischen Uniformen, sondern auch durch ihre ausgesprochenen Nationaltypen kenntlich.

Da wurde die Menge von einer Unruhe erfaßt, sie wogte hin und wieder, wie die Brandung des Meeres — von Süden her erschallte brausender Jubel, viel tausendstimmiges „Evviva“ erfüllt die Luft.

„Il santo Padre!“ pflanzte sich fort von Mund zu Munde.

Und in der Ferne erschien der Zug des Papstes; einfach wie er selbst war, ein demüthiger Ordenspriester, so war auch sein öffentliches Auftreten.

Vor ihm her schritten wenige Trabanten mit Hellebarden; ihnen folgte unmittelbar, und zwar zu Fuß, Benedikt XIII. in weißer Soutane und dem Skapulier der Dominikaner; ein einziger Hausprälat begleitete ihn; hinter ihm schwankte die leere, von weißen Maulthieren getragene Sänfte, die ihn bis vor die Thore der Stadt gebracht; wenige Trabanten beschlossen den Zug.

Brausender Jubel scholl ihm entgegen, doch wenn er in die Nähe kam, sank die Menge lautlos in die Kniee — einzelnen Frauen gelang es, den Saum seines Gewandes zu küssen, andere reichten ihm ihre Kinder entgegen und fühlten sich beseligt, wenn der Heilige Vater voll von Liebe und Milde segnend seine Hand auf den Scheitel des Kindes legte.

Benedikt war im Begriffe, Clemens August einen Besuch zu machen, ihm die große Gunst zu erweisen, seine Beichte entgegenzunehmen. Clemens August war mit seinem ganzen Hofstaate auf die Schwelle seines Palastes geeilt, wo er in die Kniee sank und die segnende Hand Benedikt's küßte. — — —

Der heilige Akt war vorüber; der Papst hatte noch lange nach der Absolution mit seinem Beichtkinde gebetet. Jetzt saßen sie einander gegenüber — der Schwache dem Starken, der Hülfesuchende dem Helfer.

Papst Benedikt begann ruhig in seiner wohltönenden Stimme, die, wenn er in Sankt Peter celebrirte, wie Orgelton durch den Riesentempel klang:

„Mein Sohn, daß Du Deinen Herzenswunsch dem Allerhöchsten zum Opfer bringen willst, wird Deiner Seele zum Heil gereichen; denn siehe, es ist vom Uebel, die Kraft, Wohlzuthun, die der Herr in eines Sterblichen Hand gelegt, allzusehr zu zersplittern. Schon sind der kirchlichen Ehren nach dem Rathschlusse meines Vorgängers mehr wie genügend auf Dein Haupt gehäuft. Du bist der Oberhirt großer Völkerschaften; welche Fülle der Gnade muß der Herr über Dich ausgießen, daß Du das Heil der Kirche, das Seelenheil so vieler Deiner Hand anvertrauten Gläubigen unversehrt dereinst wieder legen kannst in die Hand Gottes, die Dich damit begnadet!

Bedenke, mein geliebter Sohn, Du bist nicht allein geistlicher Oberhirte, Du bist auch weltlicher Fürst, und als solcher muß Dir der Friede des Reiches, dessen Glied Du bist, heilig sein! Bedenke des Weiteren, Geliebter, daß eine Vereinigung der Kurwürde von Mainz mit der von Köln, auch wenn sie gegen das Herkommen mit meiner Zustimmung geschähe, unfehlbar den Frieden stören, die Furien des Krieges im heiligen römischen Reiche entfesseln würde!"

Clemens August ergriff die Hand des greisen Papstes, der wie eine hehre, überirdische Erscheinung vor ihm saß, küßte sie demuthsvoll und sprach: „Mein Vater, ich habe diesen Wurm des Ehrgeizes, der an meinem Herzen nagte, zertreten!"

„Segen über Dich, mein Sohn!" sprach der Papst milde.

„Doch noch Eines ist, was meine Seele beunruhiget, heiliger Vater."

„Was ist das, Geliebter, sprich!"

„Mein Vater, noch war ich kaum auf den heiligen Stuhl von Köln erwählt, als auch die Staatsklugheit von allen Seiten begann, ihre Schlingen nach mir auszuwerfen; arglos und unerfahren, wie ich war, würde ich wahrscheinlich bereits hinterlistigen Allianzen zum Opfer gefallen sein, hätte ich mir nicht das Prinzip des Zuwartens, der Zögerung und der vorläufigen Unentschiedenheit zur einstweiligen Richtschnur

gemacht!" Clemens August schwieg und warf einen mehr bittenden, als fragenden Blick auf den Papst.

Benedikt hub an mit ernster Miene: „Ich verkenne nicht die Schwierigkeiten, mein geliebter Sohn, die Dich von allen Seiten umgeben, die Gefahren, die Dir drohen und denen Du offenen Blickes entgegentreten mußt. Eines lasse Dir zur Richtschnur dienen: Das Deine suche Dir mit allen gerechten Mitteln zu erhalten, aber lasse nicht die Sucht nach Vergrößerung und Ländererwerb Deine Seele vergiften; bei Allem was Du thun wirst, bedenke, daß das Seelenheil der Dir anvertrauten Unterthanen Deine vorzüglichste Sorge sei, aber bedenk auch ferner, daß Deine nächste Hauptsorge das leibliche Wohl Deiner Kinder sein muß!" Und mit erhobener, prophetischer Stimme fuhr Benedikt fort: „Ein jeder Tropfen Blutes, den Deine Kinder unschuldig vergießen durch Deine Schuld — jede Thräne des Jammers und der Noth, die Du hättest stillen können und thatest es nicht, wird Dich dereinst auf Deiner Seele brennen, wie ewiges Feuer; denn der Herr hat Dir nicht allein nur ihre Seelen, er hat Dir auch ihre Leiber anvertraut. Darum bedenke bei Allem, was Du thun wirst: „„Werde ich dadurch meinen Kindern den Frieden Gottes erhalten?!""

Ueber Clemens August's Wangen rollten große Thränen.

Der Papst hatte sich erhoben; er schloß den ergriffenen, jungen Erzbischof in seine Arme und hauchte einen Kuß auf seine Stirne. — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Benedikt XIII. hat längst den bischöflichen Palast von Viterbo verlassen und war durch die, in lautloser Ehrfurcht harrende Menge, die bei seinem Wiedererscheinen beim rothen Licht der Fackeln niedergekniet war, um den Segen des Heiligen Vaters zu empfangen, nach dem Kloster der Dominikaner in Quercia zurückgekehrt. —

Clemens August lag in seinem Schlafzimmer vor dem Bilde des Gekreuzigten auf den Knieen und betete voll Inbrunst —

Die Welt um ihn her versank in Nichts — vor seinem geistigen Auge öffnete sich der Blick in das Jenseits, und, berührt von der Gnade des Herrn, erhob sich seine Seele über die irdischen Schlacken. . . . Selbsterkenntniß erleuchtete sie.

Des Stolzes — des Ehrgeizes — der Ruhmbegierde und der Herrschsucht, die seinem Selbst anklebten, entäußerte er sich und opferte sie mit Mannesmuth dem Erlöser. Mehr und mehr offenbarte sich ihm die hohe Mission, die der Herr auf seine

schwache Schultern gelegt und immer tiefer prägte sich seinem wohlwollenden Herzen des Papstes prophetisches Wort ein! Und er gelobte sich, ein guter, milder Vater zu sein, nach seinem besten Wollen und Können und flehte demüthig um die Gnade, ohne welche er nicht die Kraft haben würde, dieses Gelöbniß zu erfüllen —

Der körperlichen Ermüdung nachgebend, erhob er sich endlich, schellte seinem Diener, ließ sich auskleiden und legte sich zur Ruhe.

Doch der Schlaf floh sein Lager — die Nachtlampe, die vor dem Bilde der Heiligen Jungfrau brannte, flackerte und warf lange Schatten, die in dem großen Raume auf dem dunklen Wandgetäfel und den schweren Brokatvorhängen geisterhaft hin- und wiederschwebten. Durch die gemalten Scheiben schien der Vollmond und beleuchtete grell die Flur von bunt gewirrtem Terracotta-Mosaik —

Da schien mit einemmale die Umgebung des Raumes verschwommen zu werden — die Wände erweiterten sich und schwanden nach und nach gänzlich, um anderen, kahleren Mauern Platz zu machen.

Ein eigenthümliches Gefühl fremdartiger Bangigkeit bemächtigte sich seiner. — Ein kalter Schauer überlief den Erzbischof — er drückte sich tiefer in die Kissen. — Er hatte die Empfindung, als fiele er plötzlich in bodenlose Tiefe — als hätte seine Seele

sich von seinem Körper getrennt — er fühlte sich herausgetreten aus seinem physischen Selbst — sein Blick verschärfte sich — da sah er vor sich ein Bett mit einem Sterbenden, der in den letzten Zügen lag — von geheimnißvollem Grauen durchbebt, erkannte er sich selbst auf seinem Todesbette — es waren nicht mehr seine elastische junge Gestalt, nicht mehr die rothen Wangen, das runde Kinn, das blondgelockte Haar — nein, ein Greisenhaupt mit eingefallenen Wangen und schneeweißem Haare, tief liegenden Augen, in denen die Angst des Todes brannte, lag ruhelos in die Kissen gebettet —

„O, Herr," flüsterten die blassen Lippen des Sterbenden, „erbarme Dich meiner Noth!" — tiefe Stille — während das kranke Haupt rastlos von der einen Seite zur anderen sank und die abgemagerten Finger des Sterbenden auf der Bettdecke nach Unbestimmtem tasteten. Plötzlich schrie er auf:

„Benediktus, Benediktus, steh' mir bei!"

Da gingen die Wände auseinander, und ein Schatten schwebte an das Todeslager —

„Warum riefst Du mir, mein Sohn?" ertönte klar und hell eine ernste Stimme.

Der Sterbende öffnete weit die Augen und starrte den bleichen, vor ihm stehenden Schatten an — da flog ein lichter Schimmer über sein todesbleiches, schweißbedecktes Antlitz und er flüsterte:

„O, Dank, Dank! Du bist es, Heiliger Vater, oder Dein Geist, der gekommen, mich zu erlösen, von dieser Qual, die meine Seele brennt!“

Eine Hand legte sich auf das bleiche Haupt — ein Schatten beugte sich über den Kranken und eine milde Stimme frug ernst:

„Mein Sohn, mein lieber Sohn, keine Sünde ist so schwer, daß sie wahre Reue nicht versöhne! Sprich!“

„Lange Jahre sind verflossen seit jenem Tage, Heiliger Vater, als Du zu mir sprachest: „„Jeder Tropfen Blutes — jede Thräne Deiner Kinder wird auf Deiner Seele brennen, wie ewiges Feuer?““

Der Schatten neigte stumm sein Haupt!

„Und doch, Heiliger Vater,“ keuchte der Sterbende, „haben meine Kinder viel Blut, viele Thränen vergossen — und des Jammers war viel in meinem Lande!“

„Geschah es durch Deine Schuld, mein Sohn?“

„Vielleicht durch meine Schuld — doch nicht mit meinem Willen!“

„Hast Du gethan, was in Deiner Macht lag, um das Unheil von den Deinen abzuhalten?“

„Ja, Heiliger Vater,“ flüsterte der Sterbende, „doch die Verhältnisse waren stärker als ich! sie umgarnten, überwältigten mich von allen Seiten, so daß ich häufig unterliegen mußte!“

„Mein lieber Sohn, Du hast schwer gelitten, harte Seelenleiden durchgekämpft, Du handeltest, wie Du einst es mir gelobt, nach bestem Wissen und Können — alles Andere war Gottes Fügung — erleichtere Deine Seele, Clemens August, und stirb in Frieden!“

Der Schatten neigte sich über den Sterbenden, hauchte einen Kuß auf seine Stirne, mit dem seine Seele, von jeder irdischen Sorge befreit, an den Thron Gottes entschwebte — über dem Gesichte des Todten lag wie ein verklärender Schein Ruhe und Frieden! — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Der Erzbischof kam nach und nach wieder zu sich selbst — kalter Schweiß bedeckte seine Stirne — sein Körper schauerte, und sein Herz schlug hörbar. — War es eine Gnade Gottes, die ihm seine Sterbestunde, seine letzten Seelenqualen vor sein geistiges Auge geführt? —

Er griff nach der Klingel. Ein Diener erschien.

„Welche Stunde der Nacht ist es?“ frug der Erzbischof.

„Es fehlt noch eine halbe Stunde an Mitternacht, Kurfürstliche Gnaden!“

„Dann bringe mir einen Becher Wein und mein Morgengewand!“

Der Diener brachte das Gewünschte; der Erzbi-

schof trank einige Züge aus dem silbernen Becher und ließ sich in ein langes Pelzgewand hüllen; dann entließ er den Diener, schritt zu seinem Betschemel und kniete unter lautem Schluchzen zum Gebete nieder.

Was aus seinem Herzen zum Himmel aufstieg — das weiß nur Gott allein!

Die Mitternachtsstunde klang weithin von den Thürmen von Viterbo in die Nacht, als Clemens August zum zweitenmale die Ruhe suchte und endlich fand. — — — — — — — — — — — —

Am Tage der Bischofsweihe Clemens August's strahlte die Sonne über Viterbo in wunderbarem Glanze; die Luft war durchsichtig wie Krystall und der Himmel von jenem herrlichen Azurblau, wie man es nur in Mittelitalien sehen kann. Von den Pinienwäldern zog balsamischer Harzduft über Stadt und Land und verlieh der Morgenluft eine Frische, welche die gestärkte Brust mit Entzücken einsog.

Baron Emanuel gab sich den Genüssen des italienischen Klimas mit jenem Wohlbehagen, mit jenem Eifer hin, den jeder, für Naturschönheiten empfängliche Nordländer empfindet, der nur selten im Süden zu weilen das Glück hatte.

Er kam von einem Spazierritte in die Wälder des Monte Cimino zurück; am Stadtthore stieg er vom Pferde, übergab dasselbe dem ihn begleitenden Diener und schritt allein und zu Fuße weiter durch die bereits sehr belebten Straßen.

Um die herrlichen, monumentalen, öffentlichen Brunnen der Stadt drängten sich Frauen und Mädchen in ihrer pikanten Nationaltracht, um das klare,

eiskalte Wasser heimzuholen, und mancher verstohlene Blick aus schwarzen Gluthaugen folgte der hohen, stattlichen Gestalt des jungen Westphalen. Da erhob sich vor ihm die säulen- und pilastergeschmückte Façade der Kathedrale „Santo Lorenzo.“

Von einem Dachreiter lud der silberne Ton einer kleinen Glocke die Gläubigen zu einer stillen Messe.

Noch fehlten Stunden an der Zeit, die den Baron zum Dienste rief. Er trat in die prächtige, romanische Säulenbasilika; eine blaugraue durchsichtige Atmosphäre umfing ihn, das grelle Himmelslicht war gegedämpft durch den magischen Zauberglanz der gemalten Juwelenfenster. Kolossale, steinerne Ausrufezeichen historischer Erinnerungen, ragten an den Wänden die imposanten Grabmäler der Päpste Johann XXI., Alexander IV., Hadrian V. und Clemens IV. empor.

Bei dem Gemurmel des Introitus verschwand die Umgebung vor dem geistigen Blicke Emanuels —

Der Katholik fühlt sich auch in der Ferne in jeder Kirche daheim — die Erinnerung an das kleine Gotteshaus seiner Heimath, an seine Mutter, an die Seinen ward in ihm geweckt und er kniete nieder und betete für sie.

Bereits war die heilige Handlung vorüber, die Schritte der sich entfernenden Beter störten ihn in seiner Andacht, — er erhob sich und ging dem Aus-

gange zu; das Gedränge an der Thüre nöthigte ihn, zu warten. Da sah er zwei Damen dem Ausgange zuschreiten. Die sie begleitenden Pagen, welche kostbare Betkissen und Andachtsbücher trugen, ihre Kleidung und ihr distinguirtes Aeußere kennzeichnete sie als Angehörige der höchsten Stände.

Baron Emanuel näherte sich dem Weihwasserkessel und tauchte die Hand ein; da traten auch die Damen näher — galant reichte er ihnen seine Fingerspitzen; beide Damen machten mit einer der Situation angemessenen, ernsten Verbeugung Gebrauch von der Zuvorkommenheit des Barons, der ehrfurchtsvoll zur Seite trat, um ihnen den Vortritt zu lassen und für sie den schweren Thürvorhang zu heben.

Da traf ihn ein Blick aus den schwarzen Augen der zuletzt schreitenden, jüngeren der beiden Damen, der ihm alles Blut in die Wangen trieb; ein Gesicht von wunderbarer Schönheit enthüllte sich ihm aus einer Spitzenwolke!

Wo hatte er diese Augen schon gesehen —?

Er hielt den Vorhang der Vorhalle immer noch hoch, als die beiden Damen längst verschwunden waren.

In's Freie unter die Vorhalle tretend, stieß sein Fuß einen metallisch klirrenden Gegenstand vor sich her, er bückte sich und hob ein Krystallflacon von den Fließen auf. Die kostbare Einfassung, der Kapsel-

verschluß, eine sorgfältig gravirte, siebenzackige Krone tragend, zwei zierliche Kettchen, die an einem Fingerring als Träger des Ganzen befestigt waren, Alles in Gold, bezeichneten den Fund als das Besitzthum einer sehr vornehmen Dame. Beim Oeffnen der Kapsel stieg ihm ein betäubender Resedaduft entgegen — dieser und der Umstand, daß, als die jüngere der beiden Damen an ihm vorüber durch den Vorhang trat, sich ganz dasselbe ausgesprochene Parfüme nach Reseda verbreitet hatte, machte ihm unschwer die Eigenthümerin dieses Kleinodes kenntlich — eilig wollte er ihr folgen — doch hatte er nur noch Zeit, die ihm bekannte Sänfte mit den beiden isabellenfarbigen Paßgängern und den beiden Pagen an den Schlägen hinter der Fontana della Rocca verschwinden zu sehen. Aber gleichzeitig erkannte er auch eine ihm seit Jahren wohlbekannte, originelle Gestalt, die unter den devotesten, beinahe grotesk zu nennenden Verbeugungen die Sänfte an sich vorübertragen sah.

Noch immer stand die Gestalt unter einem stumpfen Winkel, den Hut in der Hand und sah mit vergnügtem Lächeln der Sänfte nach; da klirrte das Pflaster unter den Schritten des Barons, was den Andern bewog, sich aufzurichten; doch kaum hatte sein Hut den Kopf berührt, als er auch bei dem Anblick des Officier's wieder herunterflog und den Oberkörper des Besitzers in die Kurve devoten Grußes herniederzog.

„Grüß Gott, Pieter!“ redete ihn der Baron freundlich an und reichte ihm zwei Finger seiner schlanken Hand, „hat man Euch auch mitgenommen nach Welschland?“

Ueber des Angeredeten Gesicht, auf dessen Oberfläche die rheinische Weinrose in üppiger Fülle blühte, zog ein beglücktes Lächeln der Freude und des Wiedererkennens.

„Leider, Herr Baron, haben sie mich mitgeschleift; möchte wissen, für was?“ war die Antwort.

„Warum leider, Pieter, was fehlt Euch und worüber beklagt Ihr Euch?“

„Ja, seht, Herr, zu was nehmen Seine Kurfürstlichen Gnaden ihren Kellermeister, Peter Veit, mit, wenn Sie ihn nicht gebrauchen?“

Der Baron lächelte fragend.

„Ja, ja, Herr, ich bin hier ein überflüssiges Werkzeug — denn seitdem unser Herr hier angekommen, ist Alles, Alles anders geworden — keine solennen Mahlzeiten, keine Feste mehr — der gnädige Herr betet nur noch und kasteiet sich, daß einem das Herz wehe thut — seine Wangen sind bereits ganz eingefallen. Meine schönen Fäßchen mit altem Rheingauer, meine Kisten mit Flaschen, die man den weiten Weg über's Meer geschleppt, sie liegen in den Magazinen, und wenn's so fortgeht, müssen wir

sie — will man sie nicht auslaufen lassen, wieder mit heim nehmen!“

„Nicht raisonirt, Pieter,“ drohte der Baron freundlich mit dem Zeigefinger, „das geht gegen den Respekt — doch, um von etwas Anderem zu reden — die beiden Damen in jener Sänfte, die Ihr so eifrig begrüßtet, kanntet Ihr sie?“

„Sollte ich sie nicht kennen, Herr Baron, wenigstens die Eine davon, ist sie doch die Muhme Seiner Kurfürstlichen Gnaden, eine Prinzessin von Bayern und jetzige Großprinzessin von Florenz!“

„Und die Andere?“ fragte gespannt der Baron.

„Die Andere? bah, die kenn' ich nicht — wer wird's viel sein? irgend eine Ehrendame, eine von den schwarzen, welschen Katzen, die kratzen und beißen.“

Der gute Kellermeister bemerkte nicht den Zug einer gewissen Mißstimmung, die bei seinen letzten Worten über das Antlitz des Barons flog, obschon dieser selbst in seinem tiefsten Herzen einer gewissen Antipathie gegen die Italienerinnen sich nicht erwehren konnte; vielleicht eine Ausgeburt des in früheren Zeiten, mehr denn heutzutage ausgeprägten Racenhasses.

Baron Emanuel war bereits im Begriffe, den Kellermeister zu verabschieden, als dieser seine Hand

ergriff und sie, ehe er im Stande war, sie zurückzuziehen, ehrerbietig mit dem Ausrufe küßte:

„Gnäd'ger Herr, oh wie war ich erfreut, Sie nach zwei langen Jahren endlich einmal wiedersehen zu dürfen, ganz das Gesicht und die Gestalt Ihres gnädigen Herrn Papa's, ein echtes Münster'sches Gesicht — das Heimweh befällt mich bei Ihrem Anblick!" und eine Thräne floß über die rothen Wangen des gutmüthigen Westphalen.

„Nun Pieter, es hat ja bald ein Ende, in Kurzem geht's auf den Heimweg, bis dahin, lebt wohl!" sprach der Baron freundlich und verschwand in der nächsten Straße.

Peter sah ihm mit strahlender Miene nach und murmelte für sich:

„Ein Prachtmann, ganz der alte Baron, echt westphälisches Blut, brav, stolz und doch menschenfreundlich; warum fragte er eigentlich so angelegentlich nach den beiden Damen — sollte ihm die schwarze, italienische Hexe in die Augen gestochen haben? hm? — Doch er hat, Gott sei Dank, Recht, 's ist Zeit, daß wir heimkommen; nach all' dem gebackenen, dem in Oel gesottenen, welschen Zeug lechze ich nach einem Stücke gesunden, kräftigen münsterländer Schwarzbrod und einer Scheibe kernigen Speckes, wie der Hirsch nach Wasser."

Darauf trollte er ab und verschwand im bischöf-

lichen Palast und zwar durch eine Seitenthüre; denn auf dem kleinen Platze vor dem Bischofshofe waren bereits umfassende Vorkehrungen getroffen, zur Aufstellung des erzbischöflichen Geleites für den feierlichen Zug nach der Wallfahrtskirche „Madonna della Quercia." — — — — — — — — — — — —

Die heilige Handlung war vorüber. Clemens August war, geschmückt mit dem Pallium, der Inful, mit Krummstab, Ring und Kreuz, durch die nach dem Segen des neukonsekrirten Erzbischofes verlangende Menge zu seinem Palaste zurückgekehrt.

Heiliger Ernst lag über seine Züge ausgegossen; der weihevolle Akt hatte einen tiefen Eindruck in seinem Herzen zurück gelassen. Die Schwere des Amtes, die auf seine junge Schultern gewälzt wurde, hatte ihn umgewandelt, sie hatten den Menschen, sie hatten den Fürsten veredelt. Lange verharrte er in stillem Gebete in seinem Privatgemache, bis Ruhe und Sammlung in sein Herz zurückgekehrt, und er im Stande war, sich den geschäftlichen Pflichten seines neuen Amtes zu widmen.

Der Oberst seiner Leibgarde und Legationsrath, Baron Emanuel von W*. war vor ihn beschieden, um seine ersten Befehle entgegen zu nehmen. Sein Empfang war wesentlich verschieden von seiner letzten Verabschiedung.

Huldvoll und wohlwollend überreichte ihm Cle-

mens August das Ritterkreuz des Ordens des heiligen Michael als Zeichen seiner besonderen Zufriedenheit für treu geleistete Dienste, ein Beweis, daß er den Mißerfolg von des Baron letzter diplomatischer Sendung Diesem nicht zur Last legte. Nachdem Baron Emanuel leuchtenden Auges, seinen Dank ausgesprochen und Clemens August's Hand geküßt hatte, begann Letzterer:

„Nun wünsche ich, lieber Baron, daß Sie alsbald nach Deutschland aufbrechen, und zwar zunächst nach Wien, um als mein specieller Abgesandter Seiner Majestät dem Kaiser von meiner Konsekration officielle Anzeige abzustatten, sich dann, in derselben Eigenschaft und zu demselben Zwecke an den Hof nach München zu meinem Herrn Vater begeben, deßgleichen zu meinen Herren Brüdern, den Kurfürsten von Mainz und Trier und von da zu dem Domkapitel in Köln. Die Beglaubigungsschreiben sollen Ihnen von meinem Generalvikar sofort eingehändigt werden."

Der Baron verbeugte sich tief.

„Wann können Sie abreisen, Baron?" fragte der Erzbischof.

„Sobald die Pferde nach dem Dienste dieses Morgens geruhet haben werden, also in ungefähr drei Stunden," erwiederte Baron Emanuel.

„Dann reisen Sie mit Gott, lieber Oberst, und,

hören Sie! nehmen Sie jetzt den weniger gefährlichen Weg über Triest und Venedig!“

„Gewiß, Kurfürstliche Gnaden,“ antwortete der Baron, „um so mehr, als er in diesem Falle der kürzeste und schnellste ist!“

Drei Stunden später ritt der Baron mit seiner Mannschaft, völlig zur Reise gerüstet, zum nordöstlichen Thore der Stadt Viterbo, Santo Vitale benannt, hinaus; als er an der Kathedrale vorüber kam, lebte in seiner Phantasie noch einmal in der ganzen Farbengluth das Bild des schönen Mädchens auf, dem er in der Frühe des Tages das geweihte Wasser gereicht, und ein Seufzer entstieg seiner Brust.

Vier Monate waren seit jenem Tage verflossen; die gute Stadt Bonn, die Residenz der Kölner Erzbischöfe, rüstete sich zum feierlichen Empfange ihres so lange entbehrten, geliebten Fürsten.

Den Residenzen und ihren Bürgern ist die Gegenwart des regierenden Herrn, was für den Fisch das Wasser, für die Pflanze das Licht ist.

Der Luxus, den die Fürsten ausstreuen, verbreitet sich über ihre Residenz und deren Umgegend, wie befruchtender Regen; er nährt den Wohlstand, schafft Arbeit, Zufriedenheit und Familienglück. Und Bonn konnte deren sehr wohl gebrauchen: gar schwere Leiden hatten die unglückliche Stadt während der politischen und Krieges-Wirren der letzten Decennien heimgesucht. Noch lagen einzelne Stadttheile in Ruinen.

Doch war es nicht allein Mangel an materiellem Wohlsein, der die Bonner ihren Kurfürsten vermissen ließ, es war auch ein gewisses Heimweh, wie nach einem fehlenden Familienmitgliede, dessen Wohl und Wehe, Thun und Treiben so innig mit dem ihrigen

verwachsen war — es fehlte ihnen Etwas, wenn sie nicht wußten, wie der Herr geschlafen, wie er sich befinde; wenn sie seine goldene Kutsche nicht durch die Straßen fahren sahen, zur Kirche oder nach Poppelsdorf, zur Jagd oder zur Vinea Domini. In einem solchen Falle fühlten sie sich verlassen, vereinsamt und gelangweilt.

Desto mehr strengten sich auch die Bonner jetzt an, Clemens August, einem Freunde des Glanzes und der Pracht einen würdigen und herzlichen Empfang zu bereiten. Nicht allein die Straßen, durch die er nach seiner Residenz fahren mußte, nein, die ganze Stadt war geschmückt. Entlang dem Ufer des Rheines hatten die Wälder des Siebengebirges schmucke Tannen und Kiefernreihen gesendet, die mit frischen Kränzen untereinander verbunden waren. Triumphbogen erhoben sich an den Hauptplätzen der Stadt und vor dem Schlosse. Vorkehrungen zu einer brillanten Illumination waren allerwärts getroffen.

Kuchen und Feierkleider wurden eilig über die Straßen getragen, und fröhliche geputzte Menschen durcheilten sie und drängten nach dem Rheinufer.

Es schien, als wolle der Himmel diesen Tag ganz besonders begünstigen; denn eine warme, helle Aprilsonne übergoß die in idyllischer Schönheit strahlende Umgebung Bonn's mit jungfräulichem Reiz.

Die Mittagsstunde schlug, und von den Thürmen

läutete der Engel des Herrn — während dessen die am Ufer versammelte Menge einige Minuten lang in lautloser Stille verharrte — da vernahm man vom Siebengebirge her das Rollen der längs des Ufers aufgestellten Kanonen, die den vorbeipassirenden Fürsten begrüßten.

„Das war in Königswinter!" „Jetzt schießt's in Muffendorf!" rief es aus der Menge.

Auch von der Ruine Godesberg hörte man Kanonendonner und sah weiße Dampfwolken aufsteigen und eine halbe Stunde später kam die Kurfürstliche Yacht in Sicht, als sie um die Landspitze bei Limperich schoß.

Die Menge brach in donnerndes Jubelgeschrei aus, in das sich der Knall der Geschütze und die Klänge der Fanfaren mischte. Auf der Landstraße, längs des Rheinufers, sprengte ein Zug Kurfürstlicher Leibhusaren, als Ehrengeleite des heimkehrenden Fürsten. Die Vornehmsten des Erzstiftes waren versammelt, um den Einzug Clemens August's, theils zu Pferd, theils in reichen Prunkwagen, zu verherrlichen.

Unter dem Geläute aller Glocken zog der Erzbischof durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem Münster, wo, nachdem das feierliche Te Deum verklungen, die Stiftsherren und die gesammte Geistlichkeit zum Handkusse zugelassen wurden.

In die Residenz zurückgekehrt, unterzog sich, sowohl der Hofstaat, als auch die hohen Beamten und die Vornehmsten der Bürgerschaft, derselben Ceremonie.

Doch gab es noch keine Ruhe für den Landesherrn, denn bereits zwei Stunden später mußte er hohen Besuch — die Kurfürsten von Trier und von Bayern, die zur Verherrlichung seiner eigentlichen Thronbesteigung kamen, empfangen.

Erst gegen Mitternacht sank auf das Residenzschloß in Bonn Ruhe und nächtliche Stille herab.

Auch Baron Emanuel war es jetzt endlich vergönnt, nach dem beschwerlichen und ermüdenden Dienste des Tages seine Gemächer im oberen Stockwerke des Residenzschlosses aufzusuchen. Er lag in bequemem Hausrock in einem Sessel ausgestreckt und stärkte sich durch eine leichte Collation, als ihm sein Diener ein versiegeltes Schreiben überreichte.

Ein freundliches, beglücktes Lächeln flog über sein schönes Gesicht, als er die Handschrift erkannte. Er las:

„Mein Emanuel!

Gott zum Gruße in der Heimath! Wenn ich Dir vor allem Andern schreibe, daß nicht Unpäßlichkeit, sondern die Ungunst der Witterung mich abgehalten, Dir entgegen zu eilen, und daß ich mich verhältnißmäßig wohl befinde, so weiß ich, daß ich Dir damit eine Freude bereite, und da ich nun einmal mit

meiner Person begonnen habe, so muß ich noch beifügen, daß mich die Sehnsucht, Dich, meinen geliebten Sohn wieder zu sehen, verzehrt und ich täglich den Herrn bitte, mir diese Gnade bald möglichst zu gewähren!

Mein Mutterherz erfreute sich bei der Nachricht der Dir gewordenen Auszeichnung — sie kann nur eine wohlverdiente gewesen sein.

Unsere Leute und Pächter sind, Gott sei Dank, in dem vergangenen Jahre von Glück gesegnet, vor Mißwachs und Krankheit bewahrt gewesen; und sollte ich sagen, daß ihnen etwas fehlet, so ist es der Anblick ihres jungen Herrn.

Marie und ihr Gatte wurden durch die Geburt eines gesunden Knaben erfreut, und ich hielt meinen Engel, Deinen kleinen Neffen — fühlest Du Dich nicht gehoben in Deiner neuen Würde als Onkel? — in Deinem Namen zur Taufe.

Noch Eines, mein Sohn! Der langjährige Freund Deines seligen Vaters, unseres Hauses, Freiherr von R.*, den Du ja auch noch kennst und verehrst, besucht mit seiner Tochter, Beatrix, Köln, um, als Land- und Erbdrost, dem Kurfürsten zu huldigen.

Lass' mich Dir den Wunsch aussprechen, dem alten Herrn Deine Aufwartung zu machen; die alten Beziehungen unserer Familie legen Dir diese Pflicht der Courtoisie dringend auf.

Mißverstehe mich nicht, mein Emanuel, diese, meine Bitte, bezweckt nicht, die Förderung des langgehegten Wunsches Deines seligen Vaters, eine Verbindung unseres Hauses mit dem von R.*'schen durch Heirath herbeizuführen — nein, ich, für meine Person habe diese Angelegenheit längst dem Rathschlusse Gottes anheimgegeben, der Alles lenken wird, wie es am Besten ist.

Ich kenne Deine Aversion gegen derartige, im Voraus geplante Verbindungen und kann Dir in meinem Herzen nur zustimmen.

Dein geflissentliches Vermeiden des von R.*'schen Hauses darf jedoch nicht einen beleidigenden Charakter annehmen, die innige Zuneigung, die der Erbdrost seit Menschengedenken Deinem Vater, unserer ganzen Familie entgegengebracht, darf nicht durch schnödes Zurücksetzen vergolten werden, schon um Deiner selbst Willen nicht — was Du bis jetzt in dieser Beziehung versäumtest, läßt sich recht wohl durch Deine lange Abwesenheit entschuldigen — wenn Du sofort die Gelegenheit erfassest, „Dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist!"

Bedenke des Fernern, daß Beatrix mir während den Zeiten langwieriger Leiden wie eine liebende Tochter zur Seite stand.

Jetzt lebe wohl, mein Emanuel, der liebe Gott

nehme Dich auch fürderhin in seinen heiligen Schutz, wofür ihn täglich im Gebete anfleht

Deine Mutter."

Emanuel lächelte unter einer Thräne bei der Lektüre dieses Briefes. —

„Liebe, gute Mutter," sprach er zu sich selbst in Gedanken, „noch hast Du Eva's Erbtheil nicht ganz von Dir abgestreift! Mit welcher Kunst umschifft sie die gefährliche Klippe, um endlich doch darauf festen Fuß zu fassen!

Vaters Herzenswunsch? — Hm — allerdings — aber noch weit mehr der Deine! und dennoch geht meine Kindesliebe nicht so weit, Dir dieses Opfer zu bringen!"

Er seufzte tief auf, zog, wie in Gedanken versunken, eine Schublade auf, nahm einen glänzenden Gegenstand daraus hervor, worauf sich alsbald ein feiner Resedaduft im Zimmer verbreitete.

Kurz darauf versank Baron Emanuel in tiefen Schlaf.

Nicht weit von der Einmündung des Judengäßchens in die Bonngasse, in der Nähe des jetzigen Posthauses stand zu jener Zeit ein kleines, altes, aber wohl gehaltenes Bürgerhäuschen; eigentlich war es Kurkölnisches Eigenthum, doch kein Wappen, keine Inschrift dokumentirte, wenigstens von außen, dieses Eigenthumsrecht; dagegen rankte sich ein alter Weinstock daran empor, umschlang die Fenster und kletterte bis zur Spitze des allerdings nicht hohen Giebeldaches; — sein kaum entsprossenes Grün verjüngte das alte Gemäuer und verlieh ihm reichere Zier, als der kunstreichste Bauverständige es vermocht hätte. Die blinkenden Rautenscheibchen und die blendend weißen Vorhänge von hausmachenden Leinenspitzen verriethen das Walten einer sorgsamen Hausfrau.

Im Erdgeschosse dieses Hauses befand sich ein großer Wohnraum, in welchem Einfachheit, Sauberkeit und bürgerliche Behaglichkeit um die Palme rangen.

Auf Simsbretten, Möbeln 2c. 2c. standen in schönster Ordnung gläserne, zinnerne und irdene Trink-

gefäße, Flaschen und Krüge, der mannigfachsten Art; man würde versucht gewesen sein, zu denken, daß man sich in dem Tuskulum eines gewaltigen Schlemmers und Bachusverehrers befinde, hätten nicht auch Kellerutensilien und Küferwerkzeuge, die anscheinend mehr zum Staate als zum Gebrauche an den Wänden prangten, verrathen, daß der Bewohner dieses Raumes dem Stande der Kellerbeherrscher, der Weinküper, angehöre.

Die Morgensonne schien zu einem geöffneten Fenster herein, das den Blick nach einem Hausgärtchen gestattete. Ein blühender Birnbaum sah aus wie beschneit, er streute verschwenderisch seine Blüthen umher und der Morgenhauch wehte einzelne davon in's Zimmer, als wolle der Baum seine Eigenthümer grüßen und mit seinem Reichthum groß thun — Bienen in Schwärmen umsummten ihn, kleine zwitschernde Meisen schossen pfeilgeschwinde von Ast zu Ast und die bedächtigen Finkenhähnchen saßen musicirend vor ihren Nestchen, ihren brütenden Weibchen die Langeweile zu vertreiben.

An einem kräftigen, mit grobem Hausmacherlinnen bedeckten Eichentische mit schweren gedrehten Beinen, saß der zeitweilige Besitzer des Häuschens bei einer dampfenden Morgensuppe; von Zeit zu Zeit blickte er auf, zum Fenster hinaus, und das Frühlingsconzert auf dem Birnbaum schien eine angenehme Wir-

kung auf sein Gemüth auszuüben, denn während des Kauens summte er ein Liedchen, das übrigens mehr den Eindruck behaglichen Brummens, als den einer Melodie hervorbrachte; mitunter griff er nach einem wie Silber blinkenden Zinnkruge, nahm einen tiefen Zug und stieß dann einen Seufzer der Behaglichkeit aus.

Nach beendetem Mahle aber verfiel er in tiefes Sinnen, ein sorgenvoller Ernst breitete sich über sein rosiges Gesicht und kopfschüttelnd stützte er sich auf beide Ellbogen.

Da rief eine weibliche Stimme von der Hausflur:

„Pieter, Pieter, komm' schnell 'mal heraus!"

Der Kurfürstliche Kellermeister, Pieter Veit, erhob sich, dem Rufe gehorchend, wenn auch nicht allzurasch und auch nicht ohne vorher noch einmal dem Zinnkruge zugesprochen zu haben; er trat auf die Hausflur, wo seine in rosiger Gesundheit strahlende, stattliche Hausfrau neugierig an der Thüre stand und in die Straße blickte.

„Da schau' her, die beiden vornehmen Herren müssen vom Hofe sein, feine Kavaliere, kennst Du sie?"

Pieter warf phlegmatisch einen Blick in der Richtung der Blicke seiner Frau, doch augenblicklich zog er den Kopf zurück, als hätte er ein böses Thier erblickt.

Um die Straßenecke des Judengäßchens bogen

zwei Herren, der eine in der Uniform eines Kaiserlichen Officiers, der andere in gesticktem Hofkleide.

Die Frau blickte ihren Mann erstaunt an —

Dieser sah zornig vor sich hin, steckte die geballten Fäuste in seine Hosentasche und schritt, gefolgt von seiner Ehehälfte in die Stube zurück.

„Na, Pieter, was hast Du, Du bist schon den ganzen Morgen so sonderbar, was haben Dir die Kavaliere gethan?"

Pieter trank erst den Zinnkrug bis auf den Boden leer, dann blickte er seiner Frau ernst in's Gesicht und sprach mit bedenklicher Miene:

„Grietchen, Grietchen, das sind keine Kavaliere!"

„Keine Kavaliere, was sind's dann?"

„Skuften sind's, niederträchtige Skuften!"

Der Kellermeister war in der Erregung in den plattdeutschen Dialekt verfallen, in welchem die Unterhaltung weiter fortgeführt wurde.

„Woher weißt Du das — kennst Du sie?"

Pieter setzte sich bedächtig in seinen Sessel, schob seiner Frau einen Stuhl herbei und sagte:

„Grietche, setz' Dich, ich habe mit Dir zu reden!"

Die Frau gehorchte willig, im Vorgefühl befriedigter Neugierde.

„Warum riefst Du mich, als Du die Fremden sahst?"

„Weiß es selbst nicht, sah sie heraustreten aus

dem Laden des Geldwechslers Isaaksohn, an der Ecke, und da wurde ich neugierig."

„So? hm?" vom Geldwechsler? — Weißt Du, was sie dort gethan haben?"

Die Frau schüttelte neugierig mit dem Kopfe.

„Französische Doublonen und Pistolen haben sie verwechselt, Judaslohn, Schandgeld!"

„Aber, wer sind denn die Herren?" fragte die Frau ungeduldig.

„Der eine ist Graf H . . . . ., ein miser — so ein böhmischer Graf, der zur Kaiserlichen Gesandtschaft gehört, und der andere, ist ein Franzose, so 'ne Art Vikomte, der dem Französischen Botschafter beigegeben ist."

„Um Gotteswillen, Mann, wie kannst Du solche Reden führen, gegen so vornehme Herren?!"

„Still, Grietchen!" erwiederte Pieter bedächtig, „und hör' erst. Wir leben jetzt zwanzig Jahre zusammen in Fried' und Einigkeit, ist's nicht so?" Dabei strich er seiner Frau zärtlich über die Wange.

„Na, lass' nur," erwiederte diese, vor Vergnügen erröthend, „red' weiter!"

„Wann wir was auf dem Herzen hatten, da haben wir uns nicht schlafen gelegt, eh's herunter war?"

Die Frau nickte freundlich zustimmend.

„Also hör', Grietchen, es geht mir was im Kopf herum, was mich schwer drückt:

„Gestern Nacht war's, nach dem großen Abendessen — die höchsten Herrschaften waren bei'm Spiel, — da kamen die Beiden da," dabei deutete er mit dem Daumen über die Schulter nach der Straße, „in die Flaschenkammer und fragten, ob die kleine Weinstube frei sei — Du weißt, die Stube hinter der Flaschenkammer, die die Herren vom Hofe benutzen, wenn sie heimlich trinken und dann noch schwerer spielen wollen."

Die Frau nickte zustimmend, da ihr der Fall bekannt war.

„Sie verlangten Burgunder — Karten hatten sie selbst mitgebracht. Ich ging ab und zu und sah, wie der Franzose den Böhmen einen Haufen Goldes gewinnen ließ; des Letzteren Augen funkelten, wie die eines Raubthieres. Da schob der Böhme sein Gold ein und lauschte plötzlich den Reden des Franzosen, der kalt geblieben war wie ein Frosch mit merkwürdiger Aufmerksamkeit.

„Ich konnte das Französische nicht verstehen, allein, halt, dachte ich, da ist irgend was nicht sauber! Ich holte mir den lothringer Kellerknecht, der französisch spricht, und wir lauschten an der Thüre!"

„Oh! Pieter!" rief die Frau vorwurfsvoll aus.

Pieter schüttelte mit dem Kopfe und fuhr fort,

„Grietchen, den Franzosen trau' ich nicht über die Schwelle, die haben unserem Herrn schon zuviel Unglück gebracht — und — Recht hatte ich! Ja, schau mich nur an! Die beiden Skuften heckten einen sauberen Plan aus:

„Der Böhm' versprach dem Franzosen alle Verhandlungen mitzutheilen, die von unserm gnädigen Herrn mit dem Kaiser gepflogen werden, und Alles, was er außerdem durch seine diplomatischen Beziehungen in Erfahrung bringen würde!"

„Schändlich!" rief die Kellermeisterin entrüstet aus.

„Na, hatte ich recht, Alte?"

Grietchen nickte.

„Der Franzose," fuhr Pieter fort, „versprach dem Böhmen, ich weiß nicht, wie viel Geld, und sie verabredeten sich, jedesmal, wenn der Böhme was wisse, sich in meinem Weinstübchen, wo es keinem Menschen auffallen würde, zu treffen! Jetzt, Alte, was soll ich thun? Soll ich's gleich dem gnöd'gen Herrn selbst sagen, oder soll ich warten und soll sie erst tiefer hineinfallen lassen?"

Grietchen sah eine Weile sinnend vor sich hin — dann sprach sie bedächtig mit dem Phlegma der Westphälin:

„Pieter, da ist guter Rath theuer — wir beide sind viel zu einfältige Menschen, unser Verstand reicht nicht weiter, als wir sehen — vor Allem heißt's

5*

„„schweigen — reinen Mund halten gegen Jedermann! bis —““

„Na, bis?“

„Bis Du Jemanden gefunden, dem Du die Sache anvertrauen kannst.“

„Na, und wem denn?“

„Pieter!“

„Was?“

„Pieter, ist Baron Emanuel hier?“

„Donnerstag! Grietchen, Du bist ein gescheidtes Weib — hab' mir's gleich gedacht, daß Du Rath schaffen würdest — das ist der rechte Mann! Aber jetzt geh' in den Keller und hol' noch einen Krug Guten, mir ist ganz schwach!“

Grietchen beeilte sich, soweit es ihre behagliche Natur zuließ; inzwischen kleidete sich Pieter in seinen braunen langschösigen Sammtrock mit Stahlknöpfen, stülpte seine weiße Perücke mit stattlichem Haarbeutel auf und nahm eine mächtige Priese aus einer Porcellandose von der Kommode, stellte sie aber bedächtig wieder zurück, denn im Bereiche seiner Thätigkeit war das Schnupfen streng verpönt.

„Wann soll ich Dich erwarten mit dem Essen, Pieter,“ fragte die zurückgekehrte Hausfrau, während Pieter, wie ein durst'ger Hirsch an dem Kruge sich labte —

„Heute nicht mehr, lieb Grietchen, denn heut'

Nacht ist Redoute, und da schaut die liebe Sonne in meine Flaschenkammer, ehe die Letzten heimgehen!"

„Dann, Gott befohlen, Pieter," sprach ruhig Grietchen, reichte ihrem Manne den dreieckigen goldbortirten Hut, den er stark auf eine Seite setzte, gab ihm den langen Stock mit silbernem Knopfe in die Hand und dazu noch einen herzhaften Kuß, worauf Pieter sich auf den Schauplatz seiner Thätigkeit begab.

Während der Anwesenheit der hohen Gäste drängten sich die Festlichkeiten in bunter Reihenfolge: auf Hofjagden folgten Korsofahrten; Konzerte und theatralische Aufführungen wechselten miteinander ab; Abends fanden Volksbelustigungen statt, unter welchen ein Feuerwerk auf dem Rheine mit einem Nachtschießen und einem Mummenschanz auf der tageshellerleuchteten und prächtig gezierten fliegenden Brücke den Bonnern noch lange Zeit unvergeßlich blieb.

Ihren Abschluß fanden die Hoffestlichkeiten in einem großartigen Maskenfeste im kurfürstlichen Residenzschlosse. Clemens August vergaß über den Erzbischof seine Würde und Pflichten als weltlicher Fürst nicht — seine weltlichen Hofchargen, sein Adel, seine Beamten und vornehmen Bürger sollten a u ch ihre unschuldigen Freuden haben.

Das Kurfürstliche Schloß glänzte an diesem Abende in einem Lichtmeere; tausende von Wachskerzen strahlten von Wandleuchtern, Girandolen und glitzernden Krystallkronleuchtern und vervielfältigten ihr Licht in unzähligen Spiegeln; eine lange Perspektive öffnete

sich durch die hohen, geöffneten Flügelthüren der ineinander gehenden, großen Reihe von Salons und Prunkzimmern.

Im bunten Gewühle drängten sich der hohe Adel, die Hofchargen, hohen Militärpersonen, Gelehrte, Künstler und die Spitzen der Bürgerschaft — sogar Fremde in anständigen Masken hatten Zutritt.

Die Büffets waren überladen mit Erfrischungen jeder Art — jeder Gast konnte sich ihrer bedienen nach Belieben — und — ein schönes Zeichen für die damalige Zeit, in welcher wirklich noch feine Sitte herrschte — man sah keinerlei Mißbrauch mit dieser splendiden gastfreien Einrichtung treiben — eine derartige Unsitte war späteren Decennien vorbehalten.

Wie bei allen officiellen Hoffestlichkeiten waren die ersten Stunden des Festes weniger belebt und amüsant — noch hielt der Zwang der Etikette die Gesellschaft im Bann. Reiche, glänzende Masken, groteske, komische Figuren spazierten oder standen steif und ernst in den Säälen umher.

Clemens August hielt sein Tournée, seine Gäste zu bewillkommnen!

Unter Vorantritt des Oberhofmeisters mit seinem Stabe, mehrerer Pagen und dienstthuender Kammerherren, schritt er in Gesellschaft seiner hohen Gäste, der Kurfürsten von Bayern und Trier, durch die Sääle; sein diensthabender Hofstaat, eine Menge von

Verehrern und Neugierigen drängten sich hinter ihm her.

Die Fürsten trugen das schwarzsammtne Kleid der Deutschordensherren. Wo sie erschienen, herrschte plötzliche Stille — alle Gäste überboten sich an Devotion ihres Grußes, ihrer Komplimente.

Clemens August richtete hie und da an eine besonders elegante oder komische Maske ein Scherzwort und nahm eine geistreiche, witzige Antwort, auch wenn sie einen spitzigen Stachel in sich barg, keineswegs übel — ältere Herren oder Damen seines Adels, deren Haar keines Puders mehr bedurfte, die sich des Privilegiums erfreuten, ohne Masken erscheinen zu dürfen, begrüßte er mit gewinnender Liebenswürdigkeit, allerwärts erfreute Gesichter zurücklassend.

Im großen Festsaale, unter einer Art Thronhimmel nahmen die drei hohen Herren Platz, und auf ein Zeichen des Oberhofmeisters intonirte die Musik einen Festmarsch, bei dessen Klängen die Masken, paarweise geordnet in langem Zuge, unter heiteren Verbeugungen, an ihnen vorbeidefilirten.

Hierauf zogen sich der Erzbischof mit seinem Besuche und wenigen geistlichen Begleitern für den Abend zurück, um die Gäste ungestört ihren tollen Freuden zu überlassen. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

An einen Thürpfosten des großen Saales gelehnt, stand Baron Emanuel; unter den übereinandergeschlagenen Armen trug er sein Schwert; sein Kopf war bedeckt mit dem dreieckigen, federverbrämten Hute — er war im Dienst.

Die hochgehenden Wogen des Jubels und der Freude prallten an ihm ab, wie an einem Fels; sein Geist weilte anderwärts.

Da trat aus dem Gewühle rasch eine Maske auf ihn zu, deren Anzug ganz den Charakter der Eile und des Improvisirten trug — es war ein sogenannter Venetianer, eine Charaktermaske, welche man hundert Jahre später mit dem Ausdrucke: „Domino" bezeichnete.

Schon wollte der Oberst den neuen Ankömmling zur Rede stellen, denn die Unbeholfenheit seiner Bewegungen, sein ganzes Gebahren, seine plumpen Hände und Füße verriethen dem feinen Hofmanne, daß die Gestalt nicht hierher gehöre — als ihn diese anredete:

„Herr Baron, Herr Baron, ich habe Sie gesucht, wie eine verlorene Nadel!"

„So Pieter," erwiederte dieser lachend — er erkannte den Vogel am Pfiff — „Ihr habt Etwas auf dem Herzen — sprecht Euch aus, Mann, was soll's?"

„Alles, was ich auf dem Herzen trage, kann ich

jetzt auf einmal nicht auskramen, aber Etwas mußte ich Euer Gnaden sofort mittheilen!“

„Und das wäre, Pieter?“

„Herr Baron, Herr Baron,“ flüsterte ihm Pieter in's Ohr, „sie ist hier!“

„Wer soll das sein, Pieter?“ fragte Baron Emanuel immer noch lachend.

„Sie, die schwarze Katze!“ flüsterte Pieter weiter.

„Was soll das Mann,“ unterbrach ihn Baron Emanuel ungeduldig und beinahe verletzt — „sprecht nicht in Räthseln, oder erlaubt Euch keine Scherze — ich bin im Dienst!“

„Da sei Gott für, gnädiger Herr — ich meine die schwarze Dame aus der Sänfte am Dome zu Viterbo, die Ehrendame der Großprinzessin von Florenz,“ fiel Pieter schnell ein.

Emanuel fuhr auf aus seiner Gleichgültigkeit —

„Was? — Warum sagt Ihr mir das?“ fragte er erregt.

„Weil,“ erwiederte Pieter kleinlaut — „weil der gnäd'ge Herr sich damals so angelegentlich nach ihr befragten!“

„Woher wißt Ihr das?“ fragte der Baron schnell weiter.

„Ich sah zwei Masken die große Treppe ersteigen, plötzlich fiel der einen von ihnen die Larve herab; sie hielt ihr Tuch vor's Gesicht und eilte, von der

anderen gefolgt, verwirrt und ängstlich nach irgend einem Raume suchend, um den Schaden wieder gut zu machen — der Zufall führte sie in meine Flaschenkammer. Anfangs verblüfft, faßte sie sich jedoch bald und sprach einige Worte in ihrer Muttersprache mit ihrer Begleiterin; diese brachte schnell die Maske wieder in Ordnung, aber doch nicht schnell genug, um mich zu verhindern, daß ich die dunklen Augen, die Kirschenlippen und die schwarzen Schlangenlocken, die damals aus der Sänfte herausschauten, wieder erkannte! dann enteilten die Beiden lachend und riefen mir noch den bekannten, italienischen Dank: „La ringrazio!“ zu!“

Der Baron fuhr wie in Gedanken mit der Rechten in die Brusttasche seiner weißen, goldgestickten Uniform — doch schüttelte er den Kopf, als habe er nicht gefunden, was er gesucht. Dann fragte er anscheinend gleichgültig:

„Wie war die Dame gekleidet, Pieter?“

„In die Tracht der Bauerndirnen aus der Umgegend von Viterbo — Herr Baron?“

„Nun weiter, Pieter?“

„Herr Baron, ich habe noch was Schweres auf dem Herzen, dazu muß ich aber um eine halbe Stunde ungestörter Audienz bitten.“

Emanuel blickte dem Kellermeister scharf und befremdet in die Augen —

„Es ist wichtig, gnädiger Herr — sehr wichtig

— je eher ich reden kann, um so besser!“ versicherte Pieter dringend.

„Dann kommt morgen in der Frühe in meine Appartements!“

Mit einem „unterthänigster Diener, wie Euer Gnaden befehlen!“ verabschiedete sich der Kellermeister.

Baron Emanuel versank wieder in seine nachdenkliche Stellung — nur die Art, wie er seinen schönen, langen Schnurrbart strich, verrieth seine nervöse innere Erregtheit.

Dann winkte er einen der dienstthuenden Haiducken heran und ließ seinen Diener zu sich bescheiden. Als dieser eilig erschien, übergab er ihm einen Schlüssel und entließ ihn mit einem kurzen hastigen Auftrage. Der Diener kehrte bald darauf zurück und überreichte seinem Herrn einen sorgfältig eingehüllten Gegenstand, den dieser in seine Brusttasche gleiten ließ.

Jetzt erst schien Baron Emanuel Antheil zu nehmen an dem Gewühl um ihn her, das inzwischen immer belebter geworden. Seine hohe Gestalt gestattete ihm, seine Blicke über die Köpfe der Anwesenden schweifen zu lassen.

Plötzlich verfinsterte sich sein Antlitz — zu der ihm gegenüber befindlichen Thüre traten drei Masken in den Saal, ein Türke, in prächtigem Originalkostüm, und zwei italienische Bäuerinnen.

Der Türke war nicht verlarvt und unter seinem mächtigen, perlenbesäeten Turban schaute das bleiche, verlebte Gesicht von des Barons Reisebegleiter über den St. Gotthardt, des Grafen H . . . . . hervor! Er schien in lebhafte Unterhaltung mit seinen Begleiterinnen vertieft, denn er schritt an dem Baron vorbei, anscheinend ohne ihn zu bemerken.

Der Letztere wandte sich verstimmt ab — seit jener nächtlichen Unterhaltung im Gasthofe zur Post in Airolo hatte ihn eine unerklärliche Antipathie gegen den Diplomaten erfaßt. Doch hatte er nicht viel Zeit, sich seiner Verstimmung hinzugeben, denn plötzlich gewahrte er die eine der beiden Italienerinnen, wie sie anscheinend von einem angeheiterten, zudringlichen Spanier verfolgt, in einer Richtung sich flüchtete, die sie an seinem Standpunkte vorbei führen mußte. Er erfaßte den Moment, schlug dem Spanier leicht mit der Hand auf die Schulter —

„Vergaßen Sie vielleicht, mein Herr, wo Sie sich befinden, dann will ich es Ihnen klar machen!" sprach er ernst und bestimmt.

Der Spanier wich bestürzt zurück und verschwand im Gedränge der Masken — vor Emanuel stand die junge, italienische Bäuerin in ihrer reizvollen Nationaltracht — aus ihrer Larve hervor strahlten dankbar die dunklen Augen, die ihm bereits in Viterbo zweimal das Blut in die Wangen getrieben —

das Wehen ihres Fächers trug ihm den bekannten, berauschenden Resedaduft zu.

Er faßte sich jedoch schnell und fragte galant in italienischer Sprache:

„Bin ich in der glücklichen Lage, der liebenswürdigen Fremden irgend einen Dienst leisten zu können?"

„Si, Signor," klang die Antwort.

Der Baron zog ehrfurchtsvoll seinen Hut.

Die Maske fuhr im reinsten, melodischen Sprachgesang, wie er nur in Toskana erklingt fort:

„Im dichten Maskengewühle wurde ich von meiner älteren Begleiterin getrennt, und, von Furcht ergriffen in der tollen Menge fremder Menschen, von jenem Zudringlichen verfolgt, hoffe ich, indem mich der Vertreter der öffentlichen Ordnung aus dieser peinlichen Situation befreite, an ihm einen sicheren Führer durch dies brandende Menschenmeer zu gewinnen, der mir beistehen wird, meine Begleiterin wieder aufzufinden."

Baron Emanuel verbeugte sich tief, ein feines Lächeln flog über seine Züge — er war Herr der Situation, er beschloß in der entgegengesetzten Richtung zu suchen. Er fühlte, wie eine leichte Hand sich auf seinen dargebotenen Arm legte, sein Herz schlug höher, kaum vermochte er mit der nöthigen, dienstlichen Fassung durch eine Ordonnanz einen jüngeren Officier an seine Stelle zu beordern.

Das junge Paar brach sich, von Anfang schweigend, durch das Maskengewühl mühsam Bahn.

Die Dame überwand zuerst den Zwang der Situation:

„Du sprichst die italienische — meine Muttersprache so fließend, daß ich anzunehmen berechtigt bin, Du habest mein Vaterland besucht?"

„Allerdings, schöne Tochter des Südens, ich habe nicht allein Dein schönes Vaterland bereist, sondern es sind erst wenige Monden verflossen, seit ich einige Zeit in Deinem engeren Vaterlande verweilte!"

„Ah!" rief die Italienerin erstaunt und fragend aus, „meinem engeren Vaterlande? was verstehst Du darunter?"

„Die Stadt Viterbo und ihre Umgegend," war die gelassene Antwort.

„Das schließest Du wohl aus meiner Tracht?" fragte das junge Mädchen zögernd, als fürchte sie eine Antwort.

„Keineswegs, Verehrteste, dies Kleid ist nicht Dein alltägliches — ganz andere Erinnerungen sind es, welche mich zu jener Behauptung veranlassen!"

„Erinnerungen, zwischen Dir und mir?" hauchte die Maske verlegen.

„Allerdings, Erinnerungen, süße, beglückende Erinnerungen!"

Eine erschreckte Bewegung des jungen Mädchens

war die ganze Antwort auf die Exklamationen des Barons; sie wollte anscheinend ihren Arm aus dem ihres Begleiters zurückziehen.

Doch dieser faßte leicht die kleine, auf seinem Arm ruhende Hand, hielt sie sanft zurück und sprach ruhig und galant:

„Höre mich an, wenn auch nur für einen Augenblick — ich werde Dir beweisen, daß ich ein Recht dazu habe, daß eigentlich eine Pflicht mich zwingt, diese Erinnerungen wach zu rufen! Es ist ein unschuldiges Mährchen — eine Vision, die ich Dir erzählen will —“

Das beschleunigte Athemholen seiner Begleiterin verrieth Baron Emanuel, daß er auf der rechten Spur war.

Er fuhr fort: „Es war an einem sonnigen Novembernachmittage — der ganze Reiz Deines himmlischen Vaterlandes lag über die Erde ausgegossen — da ritt ein deutscher Reitersmann gen Viterbo — am Wege traf er die halbumgestürzte Sänfte einer Fee — oder einer Dame vom höchsten Range — Du weißt, in einem Mährchen müssen alle Damen, entweder Feen oder Prinzessinnen, sein — also einer geheimnißvollen Prinzessin —“

„Geheimnißvoll? —“

„Ja, geheimnißvoll! dann die hohe Dame sammt ihrer Begleiterin, trugen schwarze Halbmasken, so wie jetzt eine Dein liebliches Antlitz verbirgt —“

Der Fächer seiner Dame drückte sich leicht auf seinen Mund und sie flüsterte:

„Schweig', Verwegener, Du kennst dieses Antlitz ja nicht!“

„Vielleicht — doch!“ erwiederte der Oberst fein lächelnd —

„Was übrigens die Halbmasken betrifft,“ fiel seine Gefährtin, ihn unterbrechend schnell ein, „so werden sie von vornehmen Damen meines Vaterlandes getragen, ihren Teint gegen den Einfluß der scharfen Gebirgswinde zu schützen.“

Emanuel nickte zustimmend und fuhr fort:

„Das Erscheinen des deutschen Reiters vertrieb die neckischen Kobolde oder Berggeister, die ihr unartiges Wesen mit der Sänfte der Damen getrieben — er richtete die Sänfte wieder auf, die Fee oder die Prinzessin setzte ihren Weg fort, doch nicht, ohne daß —“

„Nun, ohne daß?“

„Nicht ohne daß ein Paar reizende, schwarze Augen dem Reitersmann einen Dank zulächelten, mit einem Blicke, der ihm tief in die Seele gedrungen!“

„Ist das Mährchen hiermit zu Ende?“ fragte die Italienerin, halb abgewendet.

„Nein, Gnädigste, das Mährchen hat noch einen Schluß — wenige Tage darauf führte das Schicksal, oder ein günstiger Zufall den Reitersmann abermals

in den Weg derselben Fee — sie war in Begleitung einer schönen — Zauberin!“

„Ah — Herr Officier — einer Zauberin? Sie scherzen wohl — es giebt keine Zauberinnen mehr!“

„Muß doch wohl sein“ — erwiederte gelassen der Baron — „die Begleiterin der Prinzessin war wirklich eine Zauberin — sie hat es dem deutschen Reitersmann angethan — sie hat ihn verzaubert — er fand zum zweitenmale Gelegenheit, den beiden Damen einen unwesentlichen Dienst der Courtoisie zu leisten — da entschleierte die Zauberin — die Begleiterin der Prinzessin — ihr Antlitz — ein Antlitz, auf das die Natur alle Reize der Schönheit und Lieblichkeit ausgegossen — abermals traf ihn ein Blick aus jenen Augen — und seit jener Zeit —“

„Nun, seit jener Zeit?“ flüsterte kaum verständlich das junge Mädchen —

„Seit jener Zeit krankt sein Herz an dem Zauber, mit dem jenes Antlitz ihn umstrickt — wachend und im Traume schwebt es ihm vor — seine Seele verzehrt sich in Sehnsucht nach jenem Zauberbilde —“

Das junge Mädchen bezwang mit Gewalt die Erregung, die sich seiner bemächtigt und unterbrach ihn, gezwungen lachend:

„Der Reitersmann war also keiner jener biederen, deutschen Ritter, die auch in der Ferne, trotz aller

Versuchungen, der Dame ihres Herzens die Treue felsenfest bewahren?"

„Du sprichst in Räthseln, schöne Sphynx?"

„Sprach nicht die Fama, die auch an das Ohr jener Zauberin gedrungen sein wird, davon, daß der deutsche Reitersmann in seiner Heimath eine Verlobte zurückgelassen?"

Das junge Paar war inzwischen in einem kleinen, blumengeschmückten Raum angelangt, der, ohne von Masken überfüllt zu sein, Gelegenheit zu ungestörterer Unterhaltung bot.

Baron Emanuel führte seine Dame zu einem Sessel, nahm an ihrer Seite Platz und fuhr ernst und eindringlich fort:

„Dann ist auch die Zauberin, wie so manche Andere irrthümlich berichtet — das Herz des deutschen Reiters war bis zu jener Stunde der Begegnung mit der Zauberin so frei — so frei, wie der Vogel in der Luft — kein Herzensband, kein Gelöbniß fesselte ihn an die Heimath — aber seit jener Zeit ist sein Herz an das jener Zauberin gefesselt — und die Erinnerung wird täglich neu genährt durch ein Pfand, das sie unfreiwillig in seinen Händen zurückgelassen — ein Pfand, welches die Pflicht ihn zwingt, zurückzuerstatten – "

Die junge Dame hatte sich erhoben — sie wollte ihrem Begleiter entfliehen —

Doch dieser zog sie sanft bittend noch einmal auf ihren Sitz zurück —

„Ich bitte Euch, schöne Unbekannte — schenkt mir noch einen einzigen Augenblick — noch ein Wort — dann wollen wir scheiden — hört mich an — Ihr selbst seid jene Zauberin, die es mir angethan — an die ich mein Herz verlor, ein Pfand, das Ihr mir nicht wiederzuerstatten im Stande seid, wie ich Euch das Eure!" Mit diesen Worten zog er den goldenen Fund, den er in der Vorhalle der Kathedrale von Viterbo gemacht, hervor und hielt ihn ihr hin.

Die Unbekannte stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus und rief:

„Ah — mein — — — das schöne Flacon!" dann verbarg sie ihr Gesicht hinter dem Fächer und wollte abermals entfliehen.

Der Baron hielt sie mit den Worten zurück:

„Und wollt Ihr Euer Eigenthum nicht wieder an Euch nehmen, wollt Ihr mir nicht beweisen, daß es das Euere ist?"

Er hatte ihre Hand gefaßt und blickte ihr bittend in die Augen —

Sie zögerte einen Moment, dann wandte sie sich von dem Gedränge ab, lüftete ihre Larve — sah den Baron einen Augenblick schelmisch neckend an, aber

mit einem Blicke, der ihn bis in das Innerste seines Herzens erbeben ließ — und ergriff ihr Flacon —

Baron Emanuel hatte nur noch Zeit einen Kuß auf ihre Hand zu drücken — da schlug wie ein Hauch ihr Abschiedswort an sein Ohr:

„Felice notte! A rivederci!“ dann verschwand sie im nächsten Salon, wo, wie er zu bemerken Gelegenheit hatte, ihre Begleiterin bereits seit einiger Zeit allein ihrer wartete, ohne sie einen Augenblick aus den Augen verloren zu haben.

Er athmete tief auf — ein Gemisch von Glück und Verblüfftheit malte sich auf seinem Gesichte —

„Gute Nacht! Auf Wiedersehen? ja, aber wie — wann und wo — wer ist sie, diese räthselhafte Erscheinung, die meinen Lebensweg mit so entscheidendem Einflusse kreuzt?“

Da schritt der Kurfürstliche Oberhof- und Ceremonienmeister, Baron von G., im Vollgefühle seiner Würde vorbei; zwei Pagen schritten vor ihm her, um ihm den Weg zu bahnen.

Baron Emanuel eilte auf ihn zu und sprach ihn an:

„Mein verehrter Baron, wer waren die beiden Damen in italienischem Kostüme — sie müssen zu dem Hofstaate der Prinzessin von Florenz gehören?“

Der Oberhofmeister sah den Baron von oben bis unten an und antwortete achselzuckend:

„Mein lieber Oberst, die Frage: wo ist der Tro-

pfen Wasser, der vergangenes Jahr im Rheine floß, hingekommen — wäre ich vielleicht eher im Stande zu beantworten — wenn Sie wüßten," seufzte er, „wieviel tausend derartiger Fragen diesen Abend schon an mich gerichtet worden! Doch Eines kann ich Sie versichern, mein Bester: von dem Hofstaate Ihrer Durchlaucht, der Frau Muhme Serenissimi, ist augenblicklich keine Person in Bonn anwesend — sonst wäre sie unter den Geladenen und ich wüßte davon! Bon soir, mon cher?"

Am andern Morgen in der Frühe wurde Baron Emanuel gemeldet, daß der Kurfürstliche Kellermeister bäte, vorgelassen zu werden.

Der Baron, ein pflichtgetreuer, Kurfürstlicher Diener und echter Soldat, war bereits gestiefelt und gespornt und saß bei seinem Frühstücke, als Pieter eintrat.

Nachdem sich der bedächtige Westphale überzeugt, daß kein Unberufener in der Nähe, begann er ohne Umschweife, dem Baron im Wesentlichen das mitzutheilen, was er bereits am Tage vorher seiner ehelichen Hälfte anvertraut hatte.

Der Baron saß einige Zeit in tiefe Gedanken versunken, dann sprach er:

„Pieter, das, was Er mir mitgetheilt, ist von solcher Wichtigkeit, daß ich im Augenblicke noch nicht mit mir selbst im Klaren bin, ob ich Serenissimo schon jetzt davon benachrichtigen, ob man erst stärkere Beweise gegen den Verräther sammele, oder ob man das schließliche Ertappen der Schurken den Organen unseres gnädigsten Herrn überlassen soll!“

Pieter zuckte verlegen mit den Achseln — er wußte und wagte keinen Rath zu geben.

„Besuchten die — die Herren heute Nacht wieder Seine Trinkstube?" fragte der Baron weiter.

„Ja, Herr Baron, sie tranken lange und viel; von Politik war übrigens nicht die Rede, dagegen —" hier stockte der biedere Pieter verlegen in seinem Vortrage —

„Nun, und was?" fragte Emanuel gespannt —

„Ich hörte auch den Namen Eurer Gnaden nennen!" erwiederte Pieter furchtsam.

„Meinen Namen, Pieter, und wie das?"

„Man sprach von Damen, unter anderen, von des alten Erbdrosten von R.* Fräulein Tochter und nannte sie nicht allein die schönste Tochter Westphalens, sondern auch die reichste Erbin im Lande — —"

„Na, und was hat das mit meinem Namen zu thun?" fuhr der Baron, ungeduldig mit dem Fuße stampfend, fort.

Pieter kratzte sich verlegen hinter den Ohren, als er erwiederte:

„Ja, sehen Euer Gnaden, bei obigen Worten funkelten die Augen des Grafen H . . . . . wie die eines Tiegers, besonders als von dem Reichthume der einzigen Tochter die Rede war, als aber einer der Herren im Verlaufe des Gespräches die Bemerkung hinwarf, vor Jahren sei einmal die Rede ge-

wesen von einer — einer Verbindung Euer Gnaden mit dem gnädigen Fräulein von R* — —" Pieter seufzte erleichtert auf, als er diesen Theil seines Berichtes vom Herzen hatte — doch als er den Baron, statt eine Antwort oder Frage zu stellen, nur verstimmt seinen Schnurrbart streichen sah, fuhr er fort: „da wurde der schuft'ge böhmische Graf ganz grüngelb im Gesichte — und — —"

Baron Emanuel erhob sich schnell und unterbrach Pieter:

„Es ist gut, Kellermeister, danke für Seine Mittheilung — das Weitere werde ich veranlassen!"

Pieter verstand den Wink und verschwand pflichtschuldigst.

Als der Baron allein war, entfloh seinen Lippen eine Aeußerung, die einem Fluche ähnlicher klang wie irgend etwas Anderem — dann fuhr er im Selbstgespräche fort: „Dieser Angelegenheit muß ein Ende gemacht werden und zwar heute noch. In drei Stunden kann ich in Köln sein — ich werde dem alten Herrn in der respektvollsten Weise durch mein Betragen klar machen, daß mein Herz nicht an eine derartige konventionelle Verbindung denkt, die eher fürstlichen Häusern, wie schlichten Landadeligen zukömmt!"

Nachdem er einige dienstliche Obliegenheiten geordnet, von Serenissimo einen vierundzwanzigstündigen

Urlaub erbeten und erlangt hatte, befand er sich zwei Stunden später, in Begleitung einer Ordonnanz, wohlberitten auf der Landstraße nach Köln. — —

Von den vielen Thürmen der „heiligen Stadt" verkündeten die Glocken die fünfte Nachmittagsstunde, als Baron Emanuel in elegantem Hofkleide über den Steinweg schritt und ein zwar räumlich nicht sehr bedeutendes, aber vornehmes Haus betrat.

Der ganze Charakter der Architektur, die überschwänglich reiche und phantastische Ornamentik, welche der Uebergangsperiode der bereits entarteten Gothik in die der italienisch-deutschen Renaissançe angehörte, legten Zeugniß dafür ab, daß das Gebäude mindestens hundertfünfzig Jahre lang Wind und Wetter getrotzt hatte, und das im Inneren und Aeußeren gar sinnreich und häufig in die Steindekoration verflochtene Wappen Derer von R.* bewies ferner, daß es von einem Vorfahren dieser Familie erbaut und heute noch in deren Besitz sich befinde.

Der Besucher schritt zwischen Dienern eine stattliche Treppe hinan.

Ein in dunkle Livrée gekleideter alter Diener trat ihm in devoter Haltung entgegen.

„Kann ich dem Herrn Baron meine Aufwartung machen?" fragte Emanuel kurz.

„Zu Befehl, gnädiger Herr! Wen habe ich die Ehre zu melden?" erwiederte der Diener respektvoll.

„Freiherrn Emanuel von W.*!“

Ueber das Gesicht des Dieners zog es wie ein freudiger, wohlwollender Blitz, als er diesen Namen vernahm; „wollen der junge, gnädige Herr die Gewogenheit haben, mir zu folgen!“

Der Diener ging voran, bis er nach wenigen Schritten eine hohe geschnitzte Flügelthüre erreichte, er öffnete sie dem Besucher weit und meldete:

„Freiherr Emanuel von W.*!“

Emanuel befand sich in einem hohen, stattlichen Gemache; nur spärlich fiel das Licht durch die mit Wappen von Glas-Email geschmückten und durch schweren, dunklen Stoff verhängten Fenster; Wände und Möbel, zwar von mattem, vornehmen Glanze, aber vom Alter geschwärzt, trugen nicht dazu bei, den Raum so zu erhellen, daß er zwei Damen, die in einer Fensternische saßen, und deren Eine sich erhoben hatte, sofort genau zu erkennen im Stande gewesen wäre.

Plötzlich erbebte sein Herz! Der Athem schien ihm benommen bei dem Klange einer Stimme, die ihn mit folgenden Worten begrüßte:

„Im Namen meines Vaters, der in wenigen Augenblicken aus seiner Bibliothek zurückkehren wird, heiße ich den Sohn des ältesten Freundes unseres Hauses willkommen!“

Emanuel näherte sich schwankenden Schrittes der

jungen Herrin des Hauses, ergriff ihre Hand und drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf — in demselben Augenblicke wendete sich diese nach ihrer Begleiterin —

Das volle Licht des Tages fiel — auf das reizende Gesicht der Dame in der Sänfte — der Verliererin des Flacons — der jungen italienischen Bäuerin der vergangenen Ballnacht —!

„Meine mütterliche Freundin und Erzieherin, Fräulein von Wertenfels!“ hörte er sich vorstellen — mechanisch erfüllte er, immer noch wortlos, die gesellschaftliche Pflicht — doch hing sein Blick unverwandt mit einem Ausdruck des Staunens und der Ueberraschung an dem Antlitz der jungen Dame —

Die Situation machte ihn so unbehülflich, daß die Erzieherin ihm zu Hülfe kam, indem sie einen Sessel in das Bereich seiner Hand zog und sich selbst wieder auf ihren Sitz niederließ.

„Baronesse“, fand endlich der Baron das Wort, „Sie sehen mich von einer Ueberraschung — einer Verwirrung erfaßt über dieses seltsame und außerordentliche Zusammentreffen, daß ich kaum Worte finde, Ihnen den Dank für Ihre freundliche und liebenswürdige Aufnahme auszusprechen!“

„Sie hatten demnach, wie ich gestern erst Gelegenheit fand zu vermuthen,“ erwiederte Beatrix mit einem feinen Lächeln, „Ihre kleine Jugendfreun-

din in der Kathedrale von Viterbo nicht wiedererkannt?"

„Ich muß leider gestehen," antwortete Emanuel nicht ohne Verlegenheit, „daß mir das liebenswürdige Kind, dessen heiteren Spielen ich oftmals mit Freuden zugeschaut, nicht mehr genug im Gedächtnisse lebte, um es wiederzuerkennen in jener bezaubernden Gestalt, die mir damals entgegenschwebte und meinem Geiste —"

„Baron," unterbrach in Beatrix schnell, „ich glaube mich zu erinnern, daß Sie mir gestern unter dem Schutze der Maskenfreiheit bereits zur Genüge diese Erscheinung geschildert haben — was übrigens das Nichtwiedererkennen betrifft, so ist es bei dem bewegten Leben eines Kriegers und Hofmannes nach so langer Zeit zu entschuldigen. Wir, die wir in der Stille des Landlebens vegetiren, haben mehr Muse, unserer Kinderzeit zu gedenken —" bei diesen Worten erhob sie sich, ergriff von einer mit allerlei Kuriositäten bestellten Etagère eine kleine Menschenkarrikatur, von Tannenzapfen und Nußschalen zusammengesetzt, und überreichte sie Emanuel.

Dieser erröthete tief, und mit einer aus Freude und Befangenheit gemischten Erregung rief er:

„O, Baronesse, ich erinnere mich des Tages sehr wohl, an welchem ich der kleinen Beatrice dieses Spielzeug angefertigt — es war an ihrem Namensfeste —"

Beatrix zeigte ihm ein zweites, ähnliches Machwerk —

„Und die Anfertigung dieses kleinen Koboldes", fuhr der junge Officier freudig lächelnd fort, „war eine Specialität meiner Schwester Marie, sie hat das Kunstwerk an demselben Tage zu Stande gebracht."

„Ganz richtig, Herr von W.*, wie Sie sehen, bewahren wir während unseres stillen Landlebens solche Kleinigkeiten als Reliquien der Kindheit — bei deren Anblick die Erinnerungen an die Zeit unserer kindlichen Spiele, wie schöne Träume an uns vorüberziehen —" dabei tändelte sie in unschuldiger Freude mit einer der kleinen Figuren.

„Es scheint jedoch, Baronesse Beatrice —" Emanuel sprach geflissentlich den im Deutschen so hart klingenden Vornamen italienisch aus — „daß Sie sich von der Stille dieses Landlebens emancipirt haben, da ich Sie als Begleiterin einer Fürstin wiedersah, deren Hof man, mit Recht, als den geistreichsten und den poetischsten in ganz Italien bezeichnete?"

„Allerdings," erwiederte Beatrix, „ich habe das vergangene Jahr auf Wunsch meiner Pathe, der Großprinzessin, in Gesellschaft meiner lieben mütterlichen Freundin an ihrem Hof im schönen Florenz verlebt! In dem Geleite der Prinzessin Beatrice wohnte ich der Consekration Serenissimi bei!"

Baron Emanuel war im Begriffe, Fräulein von Wertenfels, die inzwischen anscheinend eifrig mit einer feinen Seidenstickerei beschäftigt gewesen, in die Unterhaltung zu ziehen – da öffnete sich eine Seitenthüre und in ihrem Rahmen erschien die hohe Gestalt eines alten Herrn mit einer stattlichen Allongeperücke aus der Zeit Ludwig's XIV., in einem reichgestickten Brokatrock und langer Schoßweste von gleichem Stoff.

Unter dunklen, bereits stark mit Grau vermischten buschigen Augenbrauen leuchteten ein Paar schwarze Augen mit beinahe jugendlichem Feuer hervor.

Die kleine Gesellschaft erhob sich bei seinem Eintritte, und Beatrix stellte den Gast vor mit den Worten:

„Lieber Papa, Baron Emanuel von W.*!“

Der alte Freiherr trat seinem Besuche einige Schritte entgegen, reichte ihm, indem er ihn mit seinem durchdringenden, aber nicht übelwollenden Blicke fixirte, mit einiger Reserve die Hand und sprach:

„Es bedurfte der Nennung Ihres Namens nicht, Baron Emanuel — Die von W.* tragen den Stempel Ihres Geschlechtes mit unverkennbarer Deutlichkeit auf dem Antlitz — so wie ich Sie jetzt vor mir sehe — sah ich Ihren lieben Vater, meinen besten, leider zu früh dahingeschiedenen Jugendfreund vor vierzig Jahren in der Blüthe seiner Jugend. Sein Sohn sei mir herzlich willkommen — es bereitet mir große

Freude, ihn nach so langer Zeit endlich einmal wieder zu sehen!“

Der junge Mann hatte sich ehrfurchtsvoll und tief über die ihm dargebotene Hand gebeugt — er fühlte den leisen Vorwurf heraus, den der alte Herr durch die bedeutungsvolle Betonung des Wortes: „endlich“ ihm machen zu wollen schien und je größer der Umschwung war, der in seinem Herzen in Bezug auf seine Gefühle für die R.*'sche Familie seit einer Stunde sich vollzogen hatte, um so mehr fühlte er sich angespornt, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen.

„Herr Erbdrost“, ergriff er respektvoll das Wort, „nur der aufregendste Kriegsdienst, die Pflichten als Hofmann, die mich in den letzten Jahren geradezu ruhelos von Ort zu Ort eilen ließen und der unglückliche Umstand, daß bei meinem vorübergehenden Verweilen am Rhein, Sie, zufälliger Weise, immer in Westphalen sich befanden, beraubten mich des Glückes, Demjenigen den Ausdruck meiner Verehrung und Liebe darzubringen, welchem sie nach meinem dahingeschiedenen Vater am allermeisten gebührten!“

Der alte Herr war Sanguiniker — Emanuel hatte durch den offenen und herzgewinnenden Ton seiner Entschuldigung bereits einen großen Schritt in der guten Meinung desselben vorwärts gethan; mit der nur feinen älteren Weltmännern eigenen Liebenswürdigkeit sprach er:

„Ich sehe mit Vergnügen an den Zeichen, die die Feldschlacht in Ihrem Gesichte zurückgelassen, daß Sie Ihren Feinden nicht den Rücken zuzukehren pflegten, Zeichen, welche dem Edelmanne zur schönsten und ehrenvollsten Zierde gereichen!“

Emanuel verbeugte sich dankend.

„Ich erwarte, lieber, junger Freund,“ fuhr der Erbdrost fort, „daß Sie mir einen Theil Ihrer freien Stunden widmen, um mir Dasjenige aus Ihrem bewegten Jugendleben mitzutheilen, was ich nicht bereits aus Ihren Briefen an Ihre gute Mutter erfahren — und daß Sie mit mir von Jenem sprechen, dessen Verlust ich noch täglich auf's Schmerzlichste beklage!“

„Herr Erbdrost,“ erwiederte Emanuel, „Sie gewähren mir Das, um was ich Sie zu bitten kam, mit so viel Güte, daß ich den Muth fasse, auch noch die Bitte auszusprechen, mir zu gestatten, mich in allen jenen Fällen, wo ich erfahrenen, väterlichen Rathes bedarf, besonders in der Ordnung der Verwaltung meiner Güter, an Sie wenden zu dürfen?“

Ueber das lebendige Gesicht des alten Herrn flog ein bedeutungsvolles Lächeln, als er antwortete:

„Sie werden, lieber Emanuel, in dieser Beziehung keine nennenswerthen Mißstände vorzufinden Gelegenheit haben — ich habe Ihrem seligen Vater gelobt, während der Springinsfeld sein jugendlich kochendes Blut

in der großen Welt abkühlen läßt, nach dem Rechten zu sehen und glaube, mein Wort eingelöst zu haben!"

Der junge Baron ergriff wortlos die Hand des Erbdrosten — sein Auge sprach beredter seinen Dank aus, wie tausend Worte es vermocht hätten.

Auf ein Zeichen, welches Beatrix mit einer Glocke gegeben, hatte ein Diener inzwischen, nach der gastlichen Sitte der Zeit, Wein und Erfrischungeng ereicht, und als die Krystallkelche aneinander klangen, wurde die Unterhaltung allgemeiner und ging aus dem ernsten Tone in jenen des heiteren Scherzes und der Causerie über, der allen Hochgebildeten die Stunden so wunderbar schnell dahinschwinden läßt.

Das Ave erklang von den „tausend" Thürmen der heiligen Stadt, das Abendroth säumte die Wolken mit seinem rosigen Scheine, als Baron Emanuel mit innerem Widerstreben sich erhob und verabschiedete.

In seinem Herzen grünte und blühte der Frühling einer jungen Liebe und in seinen Ohren klang es wie Nachtigallengesang — da klirrten ihm Sporen entgegen und als er aufblickte, sah er den Grafen H. . . . leichten Schrittes die Stufen hinaufschreiten, die er im Begriffe war hinabzusteigen.

Graf H . . . . . las mit dem Instinkte des Bösen, auf dem ehrlichen Gesichte des Barons, dessen inneres Seelenglück — er erblaßte unter der Schminke, ein falscher, tückischer Blick traf des Letzteren Gesicht, als

sie Beide einen flüchtigen Gruß wechselnd, aneinander vorübereilten — der Eine arglos heimwärts gen Bonn, der Andere unheilbrütend, wie ein unreines Element, um in jener Atmosphäre behaglichen Familienglückes, die Emanuel soeben verlassen, den Samen der Bosheit und des Unglückes zu säen. — — — — —
— — — — — — — — — — —

Etwa eine Stunde später verließ Graf H..... wieder das R.*'sche Haus. Der Erbdrost gab dem Attaché der kaiserlichen Gesandtschaft das Geleite bis zur großen Treppe — sie reichten sich die Hände —

Graf H..... sah sich vorsichtig um — die Diener hatten sich Alle außer Hörweite zurückgezogen — „Also, Herr Erbdrost, ich habe Ihr Edelmannswort, daß mein Name und die Ihnen mitgetheilten Thatsachen zwischen uns begraben bleiben?"

„Sie haben es!" erwiederte der Erbdrost; „und ich habe das Ihrige, daß die mitgetheilten Thatsachen vollständig auf Wahrheit beruhen?"

„Ich schwöre Ihnen nochmals," versicherte der Graf, indem er seine Hand betheuernd auf sein Herz legte, „als Edelmann und als kaiserlicher Beamter, daß ich Ihnen nur Wahres mitgetheilt habe — meine Ehre ist hiermit Ihrer Delikatesse und Verschwiegenheit anvertraut!"

„Allein schon der Dank, den ich Ihnen, Herr

Graf, für Ihre Eröffnungen schulde, müßte mich veranlassen, Ihr Vertrauen heilig zu achten!“

Die Herren verbeugten sich zum letzten Male —

Graf H . . . . . stieg die teppichbelegten Stufen hinab — die Kerzen flackerten in der Zugluft des Corridors und warfen unheimliche Reflexe auf das triumphirende, in teuflischer Bosheit zuckende Gesicht des Böhmen. —

Der Erbdrost ging mit großen Schritten in seiner Bibliothek auf und ab —

„Hat mir der Himmel oder hat die Hölle mir diesen Abgesandten geschickt — der mir den Frieden und das lange geträumte Glück aus dem Herzen riß mit unbarmherziger Hand?“

Das Dunkel des Raumes ließ ungesehen zwei schmerzvolle Thränen seinen Augen entströmen.

„Ich habe in meinem langen Leben,“ fuhr der Greis in seinem Selbstgespräche fort, „nie die Furcht gekannt — aber dieses unerläßliche letzte Zusammentreffen — dieses gewaltsame Zerreißen jenes alten Bandes herzlicher Freundschaft, das von Geschlecht zu Geschlecht fester sich knüpfte — steht wie ein drohendes Gespenst vor meinen Blicken!“

Noch lange Zeit setzte der Erbdrost diese einsame Promenade in seiner Bibliothek fort, ehe er die nöthige Ruhe und Selbstbeherrschung gewann, seine Tochter aufzusuchen, um ihr mit einem Kusse auf die Stirne

„Gute Nacht" zu bieten. Noch lange Stunden der Nacht floh der Schlaf seine alten Augen.

Ahnungslos betete Beatrix für ihren Vater, für das Glück ihres — — Emanuels und für das ihre, das so beseligend in ihrer Brust aufdämmerte, und während ihres Gebetes senkte sich der Schlaf auf ihr jungfräuliches Herz — — — — — — — — —

Bereits schlummerten im Schooße der Zeit, in der Clemens August den heiligen Stuhl von Kur-Köln bestiegen, die Keime, aus welchen im Laufe der Jahre, außer den langwierigen, blutigen und verwickelten Kriegen der österreichischen Erbfolge, jener für Deutschland so unheilvolle Kaiserzwist zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach erwachsen sollte.

Der Erzbischof von Köln stand an einem Fenster seines Privatgemaches und blickte sorgenvoll hinaus auf den blaugrünen Spiegel des Rheines — wie ruhig floß er dahin! Eine milde Frühlingsluft kräuselte nur muthwillig die weite, blinkende Oberfläche des mächtigen Stromes —

Verglich er sein Leben mit dem Lauf des Flusses? —

Es floß nicht so ruhig, so mächtig, so ungestört dahin — in der Tiefe seiner Laufbahn ragten gewaltige, tückische Klippen — am politischen Himmel hingen düstere Wolken und dräuhten Stürme. — Schwere Sorgen drückten sein junges Gemüth!

Welchen der vielen gewundenen Pfade, die sich ihm eröffneten, sollte er wandeln?

Des damaligen Deutschen Kaisers, Karl VI., einziger Sohn, Leopold, war schon vor Jahren, gleich nach seiner Geburt gestorben — dem Kaiser blieben nur drei Töchter; deren älteste war Maria Theresia.

Trotz eines mit seinem Vater, Leopold I., und dessen Nachfolger, seinem Bruder, Joseph I. abgeschlossenen Familienpaktes, wonach — wenn Joseph I. ohne männliche Erben sterben sollte, was bald darauf geschah — er, Karl VI., und wenn er selbst, ohne männliche Nachkommen verstorben, die älteste Tochter seines Bruders, Joseph I., den Thron besteigen sollte, beschloß er, seinen Töchtern das Recht der Thronfolge zu sichern durch die pragmatische Sanktion, die bereits 1693 in den österreichischen Erblanden privatim proklamirt worden war.

Eilf Jahre später ließ Karl VI. sie allen europäischen Staaten notifiziren und setzte alle Hebel in Bewegung, dieselben zur Anerkennung der Garantie dieses Erbrechtsvertrages zu veranlassen.

Spanien, Rußland, die Kurstaaten: Mainz, Trier und Köln, Braunschweig-Wolfenbüttel schlossen sich ihm an, später auch Holland, England und das Deutsche Reich, mit Ausnahme von Kur-Pfalz, Kur-

Sachsen und Kur Bayern. Letzteres schloß sich, durch wichtige Gründe der Erbfolge veranlaßt, aus:

Clemens Augusts älterer Bruder, Karl Albert, seit zwei Jahren Kurfürst von Bayern — nachmaliger Deutscher Wahlkaiser, Karl VII, — machte, fall's Karl VI. ohne männliche Erben sterben sollte, gleichfalls Ansprüche auf die österreichische Erbfolge — er begründete diese Rechte nicht auf die Erbansprüche seiner Gemahlin, Maria Amalia, Erzherzogin von Oesterreich, eine Tochter Joseph I., denn er hatte bei seiner Vermählung für seine Gemahlin und deren Nachkommen feierlich und eidlich allen ihren österreichischen Erbrechten entsagen müssen — sondern er begründete sie auf seine unmittelbare Abstammung von Anna, Erzherzogin von Oesterreich, Tochter Kaiser Ferdinand I., der testamentarisch verfügt hatte, daß das Königreich Böhmen und die österreichischen Lande beim Aussterben der männlichen Linie des Hauses Habsburg, seinen Töchtern und ihren Abkömmlingen anheimfallen sollte —

Alle diese Konstellationen zogen wie ein ungeheures Schachbrett, bestellt mit Riesen, Drachen und fabelhaften Gestalten vor seiner Phantasie vorüber. Und, unendlich, unberechenbar, unbestimmt, wie die Variationen eines Schachspieles sind, so war es in diesem politischen Gewirre unmöglich, vorauszusehen, wohin, nach welcher Seite Fortuna ihr Füllhorn neigen werde!

Frankreich lavirte hinterlistig, es stand auf der Lauer, wie ein Fuchs vor der Theilung — machte hier Versprechungen, bestach dort mit seinem Golde.

England zahlte schwere Subsidien zur Unterhaltung von Truppen — seine Guineen flossen in Strömen auf den Continent.

Von den kleinen Fürsten suchte jeder einen Theil dieser Goldströme in seine Tasche zu leiten — sie hatten's eben nöthig; der von Frankreich herübergekommene Luxus hatte wie eine pestartige Krankheit ganz Deutschland angesteckt —

Die Einkünfte der kleinen Herren wurden verschluckt, wie von heißem Sand — neue Summen — immer neue Quellen mußten erschlossen werden — was das eigene Land nicht mehr auftreiben konnte, mußte das Ausland, Frankreich, England oder Holland zuschießen.

Kein Wunder also, wenn Clemens August schwankte und sich schwer bedrückt fühlte von diesen politischen Schwierigkeiten.

Auf der einen Seite der Kaiser, dem er den Eid der Treue geleistet — auf der anderen Seite Bayern, sein Bruder, der ihn, im Vereine mit Frankreich, von der pragmatischen Sanktion abziehen wollte! — — —

Seine Excellenz, Graf L. . . . ., der Botschafter des Kaisers, Karl VI., hatte Clemens August soeben verlassen und wichtige Stipulationen zu einem

neuen, festeren Bündnisse mit dem Kaiser waren zwischen ihnen verabredet worden.

Der Gesandte sowohl, als auch der Privatsekretär des Kurfürsten hatten die einzelnen Punkte des beabsichtigten Vertrages flüchtig zu Papier gebracht und beide Herren hatten sich verabschiedet, um, jeder für sich, einen Entwurf zu Stande zu bringen, die dann, verglichen und ausgearbeitet, als definitive Grundlage des Original-Instrumentes dienen sollten. — —

Der österreichische Gesandte schritt in seinem Kabinette auf und ab, und diktirte seinem vertrauten Legationsrathe, Ritter von Harrach, eine Depesche an das Wiener Ministerium, die Hauptpunkte der heutigen Abmachungen mit dem Erzbischofe enthaltend.

Im Nebenzimmer, dessen Thüre nur angelehnt war, saß Graf H. . . . anscheinend mit wichtigen Arbeiten beschäftigt.

Nur leise tönte die Stimme des diktirenden Gesandten in diesen Raum und nur ein scharfes Ohr wäre im Stande gewesen, einzelne Worte des Diktates zu verstehen, viel weniger ganze Sätze —

Graf H. . . . half diesem Uebelstande dadurch ab, daß er ein kleines, silbernes, trompetenartig gestaltetes Hörrohr an sein Ohr hielt. Es muß ihn wohl in den Stand gesetzt haben, jedes Wort des Gesandten zu verstehen, denn in jeder Pause schrieb er das Gehörte eifrig nach.

Etwa eine Stunde lang mochte er so beschäftigt gewesen sein — dann schob er das Geschriebene, sorgfältig zusammengefaltet in seine Brusttasche und entfernte sich durch das teppichbelegte Zimmer mit unhörbarem Schritte.

Wenige Minuten später öffnete Seine Exellenz die Thüre, offenbar, um nach dem Grafen zu sehen, oder um ihm irgend einen Auftrag zu ertheilen; er nickte befriedigt, als er das Zimmer leer fand. Darauf zog er sich in seine inneren Privatgemächer zurück und überließ Herrn von Harrach die Reinschrift seiner Wiener Depesche, die noch an demselben Nachmittage per Estafette ihrem Bestimmungsorte entgegeneilte. — — — —

Einige Stunden nach der Conferenz des österreichischen Botschafters mit dem Erzbischofe hatte Baron Emanuel in dienstlichen Angelegenheiten Vortrag bei Clemens August — er entledigte sich deren in der kurzen, knappen Form, die schon vor hundert und mehr Jahren als militärischer Stil galt. Dann fuhr er fort:

„Ich habe Euer Durchlaucht noch eine Meldung eigenthümlicher — wenn nicht unangenehmer Art zu machen — die Angelegenheit berührt zwar mein Ressort nicht, da sie mir aber direkt zu Ohren kam, und in meiner Eigenschaft als Schloßhauptmann glaubte ich mich verpflichtet, mit Umgehung aller

Instanzen und Weitläufigkeiten den Fall direkt vorzutragen!"

„Sprechen Sie, mein lieber Oberst," erwiederte der Kurfürst mit so viel Neugierde im Gesichte, als seine hohe Stellung ihm zu zeigen gestattete.

„Ein hoher Beamter des Botschafters Seiner Majestät des Kaisers hat es gewagt — unter dem Dache Euer Kurfüstlichen Gnaden, unter schnödestem Mißbrauche der Kurfürstlichen Gastfreundschaft einem Mitgliede der französischen Gesandtschaft Mittheilungen intimer Transactionen zu machen, die zwischen dem Kabinette Eurer Durchlaucht und dem Kaiserlichen Ministerium in Wien verhandelt wurden und zwar gegen klingenden Lohn!"

Der Erzbischof schien seinem Gehöre nicht recht zu trauen:

„Wie sagten Sie, Oberst, unter meinem Dache — Verrath — wie soll ich Das verstehen?"

Der Gefragte deponirte hierauf seinem Kriegsherrn die Thatsachen, wie er sie von dem Kellermeister Peter Veit erfahren hatte.

Clemens August überlegte lange und ernst, dann sprach er in einiger Erregtheit:

„Hier muß ein Exempel statuirt werden und zwar ein abschreckendes — wollen Sie mir in einer halben Stunde meinen Privatsekretär hierher bescheiden und

gleichzeitig meinen Baumeister!" Er winkte entlassend, mit wohlwollender Freundlichkeit.

Baron Emanuel entfernte sich jedoch nicht und blieb, wie in Erwartung eines weiteren Befehles ehrfurchtsvoll stehen.

„Haben Sie noch eine Meldung, Baron, oder irgend einen Wunsch?" fragte der Kurfürst befremdet.

„Zu Befehl, Durchlaucht, ich wollte um die Gnade meiner Entlass . . ." hier zögerte er und eine Thräne stieg in seinem Auge auf — „meines Abschiedes gebeten haben!"

Clemens August erhob sich erstaunt, schritt auf Emanuel zu und betrachtete ihn scharf, indem er seine herabgesunkene Brille in die Höhe schob —

„Sie bitten um Ihren Abschied, Baron", fragte er verwundert, „was mißfällt Ihnen an meinem Dienste?"

Jetzt erst bemerkte der Kurfürst an dem Obersten seiner Leibgarde eine eigenthümliche Veränderung — der sonst so schlanke, elastische Officier schien ermüdet, zusammengebrochen; seine Augen lagen krankhaft tief in den Höhlen und seine sonst so blühende, frische Hautfarbe hatte einem fahlen Graugelb Platz gemacht.

„Durchlaucht, die Ursache, welche mich zwingt, meine Entlassung unterthänigst zu erbitten, sie liegt an — mir!" erwiederte Baron Emanuel ernst und traurig.

Clemens August ließ seinem guten Herzen freien Spielraum — er ergriff des jungen Mannes Hand mit väterlicher Freundlichkeit, deutete auf einen Sessel neben dem seinigen und ließ ihn Platz nehmen.

„Nun, reden Sie offen mit mir, Baron, theilen Sie mir mit, was Ihr Gemüth bedrückt, ich sehe aus Ihren veränderten Zügen, daß Sie leiden — ist es Ihr Körper, werde ich Ihnen meinen Arzt senden — leidet Ihre Seele — vertrauen Sie mir Ihren Kummer an!"

Der Baron, überwältigt von so vieler Güte und Herzlichkeit, stieß kurz hervor:

„Ich kann nicht länger in Diensten Euer Durchlaucht verbleiben — ich bin — ich bin entehrt!"

„Ich verstehe Sie nicht, Baron, erklären Sie mir näher die Umstände und Alles, was damit zusammenhängt?" fragte beruhigend der Kurfürst.

Der Oberst theilte dem Kurfürsten in kurzen Worten die folgenden Ereignisse mit, die seit den letzten vierundzwanzig Stunden von entscheidendem Einflusse auf seine Zukunft zu werden, den Anschein hatten:

Am Abende vorher war der Oberst abermals auf dem Wege nach Köln begriffen; sein Pferd griff so wacker aus, daß sein behäbiger Diener nur schwer im Stande war, gleichen Schritt mit ihm zu halten.

Des Barons Herz schwoll vor Wonne und Glück

— er sog in vollen Zügen die frische Abendluft ein, die von Osten her über die Berge und Wälder seiner Heimath gezogen und über den alten Rhein geweht kam, um jetzt seine heißen Wangen zu kühlen.

Ihm, einem Manne der That hatten wenig mehr wie vierundzwanzig Stunden genügt, den Entschluß reifen zu lassen, ohne alle Umschweife und Verzögerungen Baron R* um Beatrixens Hand zu bitten. Diese schnelle Werbung würde dem alten Herrn sicherlich als weitere Genugthuung für seine langjährige Zurückhaltung in der Verlobungsfrage erscheinen.

Es fehlte nicht viel an der Mitternachtsstunde, als der Baron am Sankt Severinsthor der „heiligen" Stadt Köln, das selbstverständlich gesperrt war, anlangte.

Bei dem Anruf des Kurfürstlichen Officieres flogen die Thorflügel schnell auf. Die Thorwache der Kölnischen Stadtsoldaten stand unter Gewehr und präsentirte vor dem hohen Officiere mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit.

Da sowohl die nächtliche Beleuchtung, als auch das Straßenpflaster der guten Stadt Köln zu jener Zeit noch Manches zu wünschen übrig ließ, beorderte der Oberst zwei Soldaten mit Fackeln, ihm voran zu leuchten durch das Straßengewinkel bis zur Herberge „zum heiligen Geiste", wo damals vornehme

Reisende abzusteigen und mit dem Vorlieb zu nehmen pflegten, was das Haus ihnen bot!

Natürlich einem Gast, dem kölnische Wachtmannschaft den Weg beleuchtete, konnte man nur die besten Zimmer geben – und bald saß der Baron an einem seiner Fenster, das über die alte Stadtmauer hinweg den Blick auf den Rhein gestattete — der Mond versilberte zauberisch die weite, schimmernde Fläche — nur leise und geheimnißvoll rauschten die Wasser — der Lärm des Tages war verstummt und durch die Stille der Nacht drang das aus der Ferne so angenehme eintönige Geklapper der im Strome ankernden Flußmühlen, das dem Gaste gar bald die müden Augen schloß.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel und schien hell zu den Fenstern des Gemaches des Barons herein, als er erwachte, seinem Diener läutete und sich mit ganz besonderer Sorgfalt ankleiden ließ.

Noch war es zu frühe, eine Staatsvisite zu machen, trotzdem schritt er nach eingenommenem Frühmahle hinaus in die Straßen in das Menschengewühl, hoffend, daß ihm dort die Zeit bis zur Besuchstunde schneller vergehen würde.

Die guten Kölner blickten ihn erstaunt an, sie waren nicht gewohnt, so vornehme Herren zu so zeitiger Stunde und gar noch zu Fuße durch die Straßen promeniren zu sehen.

Emanuel bot auch an jenem Morgen einen wirklich imponirenden Anblick dar. Er trug einen silbergrauen Sammtrock mit breiten Schößen, eine meergrüne Atlaßweste und ein gleiches anliegendes Beinkleid, Alles reich mit Silber gestickt und mit Brillantknöpfen besetzt. Seinen dreieckigen, an den Kanten mit Federn besetzten Hut trug er in der Hand, um den kunstvollen Bau seiner weißen Lockenperücke nicht zu zerstören; ein blitzendes Galaschwert und schwarze Sammtschuhe mit Brillantschnallen und hohen grün lackirten Absätzen vervollkommneten das Kostüm eines Kavalieres par excellençe aus jener Zeit.

Hinter ihm schritt würdevoll und sporenklirrend sein wohlgenährter Bernhard in Korporalsuniform; er trug den langen Rohrstock mit silbernem Knopfe in der Hand und bezog nicht wenige der bewundernden Blicke, welche die bürgerliche Menge seinem Herrn zollte, auf seine eigene, wichtige Persönlichkeit.

Sie erreichten den Thurnmarkt, durchschritten den damals sogenannten Kreilmarkt und erreichten den alten Fischmarkt, wo sich, da gerade ein außergewöhnlicher Abstinenztag war, ein sehr zahlreiches „Damen-Publikum" eingefunden hatte, um Fische einzukaufen.

Der Baron beschleunigte hier seine Schritte, denn von allen Seiten drangen naive, theils bewundernde, theils wohlmeinend-neckische Bemerkungen sich ihm auf, die er, des Plattdeutschen mächtig, sämmtlich

verstand, obwohl viele davon nicht direkt für sein Ohr gemünzt sein mochten.

Er schlug, schnell in die Mühlengasse einbiegend, den nächsten Weg nach dem Dome ein und war im Begriffe, ihn zu betreten, als Bernhard Muth faßte, ihn anzureden:

„Gnäd'ger Herr, wollen gütigst verzeihen, aber es ist gut, daß wir, ehe wir etwas Anderes thuen, zuerst in die Kirche gehen!"

Sein Herr schaute ihn mit großen Augen an.

„Ja, gnädiger Herr," fuhr der Diener sehr eingeschüchtert fort, „ich habe auf dem Wege bis hierher vier alte Weiber gezählt, die uns quer über den Weg liefen und das bedeutet nichts Gutes — dann stürzte jener Gaul in der Mühlengasse, beinahe vor unseren Füßen, so daß wir einen Umweg machen mußten — und jetzt muß uns gar aus dem Dome jener geistliche Herr entgegenkommen, der mit Meßner, Rauchfaß und Kerzenknaben zu einem Leichenbegängnisse eilt!" Dabei schüttelte er bedenklich sein Haupt.

Baron Emanuel nahm eine ernste Miene an und sprach streng:

„Merke Dir es zum Letztenmale, Du weißt, ich will mit solchen Albernheiten, solchem Altweiberaberglauben nicht mehr belästigt sein!" Dann betrat er den Dom.

Das Gemurmel mehrerer, gleichzeitig gelesenen,

stillen Messen widerhallte an den hohen Gewölben des Chores, auf dessen schlanke Pfeilerbündel durch die bunten alten Fenster regenbogenfarbige Lichter fielen — die Stille und Ruhe, der heilige Ernst des Gotteshauses verscheuchten alle weltlichen Gedanken aus seinem Kopfe, und nur die Wichtigkeit des heutigen Tages für seine Zukunft machte sich durch eine gewisse Schwere in seinem Gemüthe geltend.

Er fand einen einsamen Platz, kniete nieder und nahm seine Zuflucht zum Gebete.

Ermuthigt und mit leichterem Herzen erhob er sich, als die Glocken die zehnte Stunde verkündeten und schlug die Richtung nach dem Steinweg ein. —

Im R.'schen Hause schien es noch ziemlich früh am Tage zu sein, denn nur vereinzelt ließen sich die Diener in den Treppenfluren sehen. Nach einigem Zögern erschien der alte Diener, der den Baron bei seinem ersten Besuche so „wohlwollend" empfangen hatte.

„Wenn der Herr Baron den Herrn Erbdrosten zu besuchen wünschen, so dürften sich dieselben noch einige Augenblicke gedulden — der Herr sind noch nicht aus der heiligen Messe zurück!"

„Danke, mein Bester, ich wünsche jedoch vorher dem Fräulein von Wertenfels meinen Respeckt zu bezeugen."

Emanuel wartete wenige Augenblicke in dem ihm

bereits bekannten Salon, da erschien auch schon die Erzieherin Beatrixens auf der Schwelle des Nebenzimmers.

Sie war eine Dame, die die Blüthezeit der Jugend längst überschritten; allein ihre Mienen trugen den Ausdruck von so viel Liebenswürdigkeit und Menschenliebe, ihre dunkelblauen Augen strahlten so offen aus ihrem edelgeformten Gesichte, daß man sich sofort zu ihr hingezogen fühlen mußte.

Fein, aber mit einigem Befremden trat sie ihm entgegen und ließ ihn Platz nehmen.

„Mein gnädiges Fräulein, die ungewöhnlich frühe Stunde meines Besuches, überhaupt der Umstand, daß ich mir gestatte, Sie um eine Unterredung zu bitten, läßt sich nur durch die Wichtigkeit der Angelegenheit entschuldigen, die mich zu Ihnen führt!"

Fräulein von Wertenfels verbeugte sich verbindlich und zeigte durch das leichte Vorneigen ihres Oberkörpers, daß sie anfing, an dem, was der Baron sagte, großes Interesse zu nehmen.

„Es dürfte Ihnen, gnädiges Fräulein, wohl bekannt sein, daß zwischen dem Herrn Erbdrosten und meinem verstorbenen Vater gewisse Verabredungen stattgefunden haben, darauf hindeutend, die beiden Familien durch ein innigeres Band als das intimer Freundschaft enger zu vereinigen?"

Ein feines, beinahe unmerkliches Lächeln flog über das Antlitz der Erzieherin, als sie erwiederte:"

„Allerdings, Herr Baron, kamen mir diesbezügliche Aeußerungen zu Ohr, und die Art und Weise des Empfanges, welche Ihnen der Herr Erbdrost ganz vor Kurzem angedeihen ließ, berechtigt mich zu dem Schlusse, daß seinerseits dieser Wunsch noch nicht begraben ist!"

Emanuel erröthete leicht, als er fortfuhr:

„Nicht allein die Absicht, den Wunsch der beiden verehrten alten Herren in Erfüllung gehen zu lassen, führt mich her, sondern in erster Linie mein eigener Wunsch — der sehnsüchtige Drang meines Herzens, welches in dieser Verbindung das auf Erden denkbar höchste Glück sieht!"

„Was habe ich dabei zu thun?" dachte Fräulein von Wertenfels im Stillen.

„Ich komme also mit der Absicht, den Herrn Erbdrosten um die Hand der Fräulein Beatrix zu bitten — — doch bevor ich diesen entscheidenden Schritt thue, wünschte ich — —"

„Sie wünschten, Herr Baron?

„Möchte ich Sie, mein verehrtes Fräulein, bitten, mir in Ihrer Gegenwart eine Unterredung von wenigen Minuten mit Fräulein Beatrix zu gestatten, denn ich bin der Ansicht, daß der eigene Herzenswunsch, der bei solchen Verbindungen zunächst Be-

theiligten wohl vor allen anderen Wünschen, selbst vor denen der Eltern berücksichtigt werden muß — da mir aber die Wünsche der Fräulein Beatrix — da mir ihre Ansichten über diese Verbindung nicht bekannt sind, so möchte ich jenen Schritt nicht wagen, ohne vorher ihre, der Hauptbetheiligten Bewilligung eingeholt zu haben!

Fräulein von Wertenfels war nicht nur eine wohlwollende, sie war auch eine erfahrene, gescheidte Dame — sie fand in dem, was der Baron ihr darlegte durchaus Nichts, was gegen ihre Pflichten verstieße — sie erhob sich, reichte dem Baron die Hand — und sprach:

„Empfangen Sie meine besten Wünsche, Herr Baron, ich werde Beatrix bitten, mit mir hierherzukommen!"

Die kurze Spanne Zeit, die verging, ehe er leichte Schritte dem Saal sich nähern hörte, dünkte ihm eine Ewigkeit — und dennoch zitterte er, als er den Thürgriff sich bewegen und Beatrix auf der Schwelle erscheinen sah.

Hohe jungfräuliche Röthe übergoß ihr schönes Gesicht, als der Baron, keines Wortes mächtig, sich ihr näherte und ihr die Hand küßte.

Fräulein von Wertenfels zog sich geräuschlos in die am weitesten entfernte, tiefe Fensternische zurück und schien mit allem Eifer einer frommen Seele mit

einer Stickerei beschäftigt, die nach ihrem Stile zu urtheilen dem Dienste der Kirche gewidmet war.

Emanuel hatte Beatrix zu einem Sitze geleitet und ihr gegenüber Platz genommen; noch ruhte ihre Hand in der seinigen — sie bemerkte es nicht.

Beatrix saß mit niedergeschlagenen Augen und schien mit großem botanischen Interesse einige zusammen gebundene Veilchen zu untersuchen, die sie in ihrer schlanken, weißen Hand trug.

„Fräulein Beatrice — —"

Beatrix blickte nicht auf —

„Gnädiges Fräulein," begann Emanuel leise und erregt „erst seit zwei Tagen kenne ich den Klang Ihrer Stimme, aber schon seit Monden lebt Ihr Bild in meiner Seele — die persönliche Begegnung hat den Glorienschein, der sich um Ihre Gestalt wob, wie ich sie in meinem Herzen getragen, nur zu noch blendenderem Glanze angefacht! Ich nahe mich Ihnen als Bittender mit der Frage: Darf ich Ihren Vater um diese Hand bitten!?"

Die Hände des jungen Mädchens zitterten, der kleine Strauß entfiel ihr und rollte auf den Teppich — Beide bückten sich darnach — ihre Hände begegneten sich und hielten die Blumen gefaßt —

Noch schwieg Beatrix, doch der Ausdruck des Glückes, der auf ihrem Gesichte ausgebreitet lag — ihr schnelles Athmen, ihre bebende Gestalt sprachen

deutlicher wie Worte ihre Zustimmung zu Emanuels Antrage aus —

Da hörte man von Außen kräftige Männerschritte — die Stimme des Erbdrosten widerhallte in dem gewölbten Corridor —

Beatrix erhob sich schnell und wollte entfliehen — doch Emanuel hielt die sich Sträubende sanft zurück und flüsterte dringend, indem er ihre Hand küßte:

„Und Ihre Antwort, Beatrice?"

„Das ist sie!" hauchte sie gesenkten Blickes, ließ die Blumen in seiner Hand zurück und verschwand im Nebenzimmer.

Der Erbdrost erschien auf der Schwelle der großen, dunkel umrahmten Flügelthüre.

Sein schwarzes Sammtkleid — eine schwere goldene Kette mit einem Orden, die sei e Brust als gar vornehme Zier schmückten, die mächtige, schneeweiße Allongeperücke und das magische Licht, das von den bunten Treppenhausfenstern seiner majestätischen Gestalt als Hintergrund diente, verlieh ihm das Wesen einer Erscheinung aus einem früheren Jahrhunderte.

Fräulein von Wertenfels erhob sich, als sie den Erbdrosten erblickte, verneigte sich flüchtig vor den beiden Herren und verschwand, ihrer jungen Freundin folgend.

Emanuel und Baron von R.* waren allein.

Der junge Mann schritt auf den Erbdrosten zu und reichte ihm die Hand dar — doch jener schien die Bewegung absichtlich zu übersehen und blieb, in der Mitte des Zimmers angelangt, kalt und ernst stehen.

Baron Emanuel fühlte das Peinliche dieser Situation, die ihm ebenso eigenthümlich wie unerklärlich erscheinen mußte, heraus — doch mit dem Muthe des Soldaten ging er auf sein Ziel los.

„Herr Baron!" begann er ruhig und gefaßt, „der wahrhaft väterliche Empfang, dessen ich mich bei meinem ersten Schritte über Ihre Schwelle Ihrerseits zu erfreuen den Vorzug hatte, ermuthigt mich, das Glück meines Lebens, meiner Zukunft in Ihre Hand zu legen. Seit mir vergönnt war, Fräulein Beatrice näher zu treten, steht in mir die Ueberzeugung unverrückbar fest, daß sie die mir von Gott bestimmte Lebensgefährtin ist, daß von ihrem Besitze meine ganze Zukunft, mein Lebensglück abhängt!"

„Bezwecken Sie, Herr von W.*, mit dieser Einleitung eine Werbung um die Hand Bea — um die Hand meiner Tochter?" erwiederte der alte Herr kalt wie Eis.

„Allerdings, Herr Erbdrost," sprach Emanuel mit eigenthümlicher Betonung, „die Bitte um die Hand Fräulein Beatricens führte mich in Ihr Haus!"

„Dann bedaure ich Ihnen bemerken zu müssen, daß eine solche Verbindung vollständig außerhalb der

Grenzen meiner Absichten liegt, Herr von W.*", war des Erbdrosten eisige Erwiederung.

„Dann muß ich voraussetzen, daß Sie mir eine Zurückweisung zu Theil werden lassen?"

„Ich kann Ihnen nur bestätigen, daß Ihre Voraussetzung eine ganz richtige ist!"

In Emanuel's Inneren begann längst das Blut aufzuwallen und nur die Selbstbeherrschung, die die Erziehung und das lange Hofleben einem edel angelegten Charakter verleiht, ließ ihn nicht die Grenzen der Konvenienz überschreiten, als er fortfuhr:

„Demnach, mein Herr, beruhte die Voraussetzung, daß eine frühere Verabredung — bezüglich einer Familienverbindung — zwischen Ihnen und meinem seligen Vater bestehe auch auf einer falschen Grundlage?"

„Nein, Herr Oberst!" antwortete der Erbdrost mit schneidender Kälte, „da Sie aber sich selbst Ihre persönliche Freiheit wahrten, indem Sie diese „Familienverbindung" während ungefähr acht Jahren negirten oder zu übersehen beliebten, werden Sie auch mir auf Grund der persönlichen Freiheit gestatten müssen, diese Verabredung als nicht geschehen zu betrachten!"

Emanuel hatte das Gefühl eines unschuldig Verurtheilten — die vernichtende Antwort des alten Herrn, die ihm jede weitere Frage nach Begründung

dieser nahezu tödtlichen Beleidigung abschnitt, erlahmte seine Vertheidigung — einer Rechtfertigung bedurfte er ja nicht — denn sein Gewissen war frei von jedem Selbstvorwurfe!

Nach jenem Ausspruche des alten Herrn war aber keine weitere Erörterung mehr zulässig —

Er schritt zur Ausgangsthüre, ohne Gruß, ohne Verbeugung — er schritt die große Treppe hinab zwischen den aufgestellten Dienern hindurch wie ein schwer Kranker, sein Gesicht war bleich, und Bernhard, sein Diener, erschrack und wollte ihm zu Hülfe beispringen; jedoch hielt ihn ein Zeichen seines Herrn von jeder weiteren Dienstleistung ab und er folgte seinem Herrn in die Straßen der Stadt, jeden Augenblick eines Unfalles gewärtig; allein wenige Schritte in der frischen Luft genügten, das krankhaftnervöse Gefühl, welches den Baron übermannt hatte, zu unterdrücken.

Er fühlte sich frei von jeder Schuld, jedem Makel und wußte keine andere Entschuldigung für den Baron von R.*, als den einer momentanen Geistesstörung!

Aeußert sich aber Geistesstörung in so kurzer, bestimmter Form? — Spricht ein Kranker so selbstbewußt, wie der Erbdrost sprach —? Hatte dieser Mann ihn nicht in seiner Ehre vernichtet — ihn nicht seines ganzen Lebensglückes beraubt?

Welches Mittel stand ihm zu Gebote sich zu rehabilitiren?

Und wenn auch keine Menschenseele diese Unterredung mit angehört — wenn auch kein Mensch davon erführe — in sich selbst fühlte er die Beleidigung, die nicht wieder gutzumachende Verletzung seiner Ehre!

Ganz abgesehen von dem zwischen ihm und dem Erbdrosten existirenden Altersunterschiede und dem Umstande, daß er Beatrixens Vater war, hatte die Ansicht, die verletzte Ehre eines Mannes durch die barbarische Unsitte des Zweikampfes wiederhergestellt zu erachten, bei den wahrhaft Gebildeten längst ganz anderen Anschauungen Platz gemacht — unbestimmt zwar, aber immer deutlicher schwebte die Person des Kurfürsten als letzte Hülfe in seiner schweren Bedrängniß vor seinem geistigen Auge —

Der Boden begann ihm unter den Füßen zu brennen — er bestieg sein Pferd und kehrte, wie toll dahin sprengend, nach Bonn zurück. — —

Clemens August hatte mit großem Interesse dem kurzen Berichte Emanuels, diese Angelegenheit betreffend, gelauscht.

„Und die Gründe des Barons von R.* zu seiner Abweisung?“ fragte er dann.

„Durchlaucht, er hat mir keinerlei Gründe angegeben — die zweideutige Hinweisung auf die gegen-

seitige persönliche Freiheit kann ich keineswegs als genügenden Grund annehmen — und um so tiefer ist die Kränkung meiner Ehre, als die wahrhaft rabulistische ich möchte mir gestatten zu sagen, perfide Art des Wortlautes dieser Abweisung mir jede Gelegenheit, auch nur zu dem Versuche einer Erörterung, abschnitt . . . Mit Hinweisung auf diese Verletzung meiner Ehre, die mir nicht mehr gestattet, das Schwert Euer Durchlaucht zu tragen, glaube ich meine unterthänigste Bitte um meinen Abschied nochmals wiederholen zu müssen!"

Emanuels Brust hob und senkte sich krampfhaft bei diesen Worten und seine Lippen zuckten schmerzlich.

„Mein lieber Baron, ich theile nicht Ihre Ansicht. Die Ehre eines meiner Edelleute, den ich so genau zu kennen glaube, den ich liebe und achte —"

Emanuel verbeugte sich dankbar und freudig aufathmend küßte er des Kurfürsten Hand —

„den ich liebe und achte," fuhr Clemens August wohlwollend fort, „kann nicht nach Willkür in so schnöder Weise von einem Andern verletzt werden — und stände jener Andere noch so hoch — wenn nicht gewichtige und wirklich entehrende Handlungen ihm nachgewiesen werden können.

„Läge dieser Fall hier vor — so wäre der Erbdrost, den ich gleichfalls als einen Edelmann von

echtem altritterlichen Schlage kennen zu lernen Gelegenheit hatte, schon aus Rücksichten für seine eigene Ehre gezwungen gewesen, Ihnen solche Gründe zum Wenigsten anzudeuten. Ich kann des Erbdrosten Benehmen nur krankhafter Gereiztheit des Gemüthes — oder aber einer Verleumdung zuschreiben, deren Quelle er aus irgend welchen Ursachen zu nennen außer Stande ist.

„Ueberlassen Sie mir die Untersuchung dieser allerdings sehr delikaten Angelegenheit — ich werde sie in Ihrem Interesse persönlich und privatim vornehmen — ich dulde nicht, daß man einen meiner Edelleute so schwer kränkt, — ohne daß ihm eine moralische Genugthuung zu Theil werde, die ihn vollständig befriedigen muß!“

Der Oberst athmete erleichtert auf — sein Antlitz drückte sein Dankgefühl gegen den wohlwollenden Fürsten zur Genüge aus.

„Betrachten Sie Ihr Abschiedsgesuch als nicht geschehen, bis ich Ihnen diese Genugthuung verschafft, mein lieber Oberst, und ruhen Sie sich jetzt aus — es thut Ihnen Noth, und vielleicht bedarf ich Ihres speciellen Dienstes ganz in der Kürze!“

Emanuel war entlassen —

Wenige Minuten später betraten der Privatsekretär, Geheimrath Herr von M. . . . ., und der Baumeister des Kurfürsten dessen Gemach. — —

Der Kurfürstliche Kellermeister, Peter Veit, machte ein sehr erstauntes Gesicht, als kurz darauf der Geheimrath in Begleitung des Baumeisters und eines alten Arbeiters in seine Flaschenkammer kamen und, nachdem der Kurfürstliche Rath dieselbe vorsichtig abgeschlossen, ihm im Namen Serenissimi das tiefste Stillschweigen über Alles, was vorgehen würde, bei Verlust seiner Stellung, bei den schwersten Strafen anempfahl!

Eine Stunde später war in der kleinen Weinstube, die sich hinter der Flaschenkammer befand, ein Schlußstein sehr künstlich aus dem Gewölbe herausgenommen, die entstandene Lücke sehr geschickt maskirt, und der Geheimrath hatte sich selbst durch Versuche überzeugt, daß man in dem über der Weinstube befindlichen Raume, auf dem Boden liegend, jedes, auch das leiseste Wort, das in der Weinstube gesprochen wurde, zu verstehen im Stande war. — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Erbdrost stand noch lange nachdem ihn Baron Emanuel verlassen auf demselben Platze in der Mitte des Salons.

Als sich die Thüre hinter dem jungen Manne geschlossen, wollte er, einem inneren Impulse folgend, ihm nacheilen, ihn zurückhalten — er bezwang sich jedoch; die Zähigkeit des Alters, im Zorn zu verharren, hatte sich seiner wieder bemächtigt — das Gefühl, daß er möglicherweise ein Unrecht begangen, als er das Kind seines besten Freundes so schnöde behandelte, ein Gefühl, welches ganz besonders durch das ehrliche, unbefangene und von keiner Schuld zeugende Antlitz Emanuels in ihm geweckt worden — war dem Eigensinne, der Verbissenheit gewichen — dieser Gedanke, daß er sich vielleicht zu einer Ungerechtigkeit habe hinreißen lassen, verbitterte ihn noch mehr — und ganz besonders machte ihn der Umstand gereizt — daß er durch seinen Eid gebunden, der offenen und ehrlichen Frage Emanuels eine Antwort zu ertheilen außer Stande war. —

Beatrix saß mittlerweile in einem unbeschreiblichen

Gefühle der Erwartung in ihrem Gemache — zum Fenster herein schien die helle Frühlingssonne durch die dort aufgestellten Blumen, die von ihrer Hand gewartet und gepflegt, grünten und blüthen in üppiger Pracht — das Geräusch der Straße störte sie nicht — sie lauschte auf ein anderes — auf die Schritte ihres Vaters.

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, seit sie Emanuel verlassen — da trat der Erbdrost bei ihr ein.

Sein Anblick erfüllte sie mit Schrecken; so finster hatte sie das Gesicht dessen, der nur Liebe und Milde, nur die überströmendste Zärtlichkeit für sein Kind in seinem Herzen trug — noch nicht gesehen!

„Soeben hat der Oberst von W.* mein Haus verlassen — es ist gut, daß unsere gegenseitige Freundschaft nicht Zeit hatte einen dauernderen Charakter anzunehmen — er wird unsere Schwelle nicht mehr betreten!"

Der Ausdruck, den der Erbdrost seinen Worten verlieh, entsprach vollkommen dem Ausdrucke seines Gesichtes!

Beatrix saß sprachlos, alles Blut war ihr nach dem Herzen geströmt — sie war todtenbleich geworden — ihr Vater bemerkte es nicht — endlich flüsterte sie bebend:

„Aber, Papa, was hat der Baron verbrochen — er, den Du noch vor wenig Tagen —"

„Was kann Dich die bodenlose Verworfenheit eines

Mannes kümmern, den Du nur ein einzigesmal in Deinem Leben gesehen? — es wird genügen, wenn ich Dir sage — er ist ein Ehrloser — wir werden ihn nicht mehr kennen — richte Dein Benehmen darnach ein, wenn der Zufall, was übrigens sehr peinlich wäre, ihn einmal in unsere Nähe führen sollte!"

Der Erbdrost schritt, wie er gekommen, aus dem Zimmer seiner Tochter.

Beatrix lag vernichtet, schwer athmend in ihrem Sessel — vor ihren Augen drehte sich und wirbelte Alles — das Zimmer, die gegenüberliegenden Häuser — — endlich fanden die Thränen ihren Weg — sie weinte lange und still vor sich hin, dann sank sie in ihren Betstuhl und suchte im Gebete Sammlung und Trost. —

Es war schon spät am Abende desselben Tages, als der Baron von R.* noch ein großes Schreiben mit dem Kabinetssiegel des Kurfürsten empfing; es beschied ihn zu einer Privataudienz bei Serenissimo am Nachmittage des folgenden Tages. Gründe waren keine angegeben.

Er schüttelte seinen, mit kurz geschorenen, grauen Haaren bedeckten Kopf — irgend Etwas war ihm nicht recht — bedrückte sein Gemüth — was wollte Serenissimus von ihm, der schon seit Jahren von dem geräuschvollen Hofe zurückgezogen lebte?

Er begleitete keinerlei Ehrenstellen am Kurköl-

nischen Hofe — er wurde wie eben alle Mitglieder des hohen Adels, wenn er gerade in Köln in seinem Hause lebte, zu den stattfindenden Festen befohlen —

Nur wenn der Erzbischof in seiner Residenz in Münster verweilte, brachten ihn die Ehrenstellen, die er im Münster'schen Lande begleitete, dem Thron seines Fürsten häufig näher.

Er grübelte hin und her — der Befehl Sernissimi reizte seine Neugierde — da fiel sein Auge auf ein großes Bild seines verstorbenen Freundes — Emanuels Vater!

War es Sinnentäuschung, war es Wirklichkeit — der Ausdruck des Gesichtes in dem Bilde schien ihm heute Nacht ein anderer wie seither —? hatte er sich denn Etwas vorzuwerfen — —?

Er ging lange mit großen Schritten in seinem Zimmer hin und her —

Erst ganz leise, dann immer deutlicher — immer lauter sprach es in seinem Herzen für den Jüngling, den er schon wie einen Sohn geliebt! Er wollte sich dieser inneren Stimme entziehen — allein der Blick jener Augen im Bilde seines Freundes verfolgte ihn unaufhörlich, wohin er sich auch wendete . . . .

War Emanuel nicht auch ein Edelmann —? warum sollte sein Wort nicht so wahr, so vertrauens-

werth sein, wie das jenes Anderen, jenes Fremden, den er nur oberflächlich kennen gelernt —?

Doch Dieser hatte es verstanden, mit raffinirter Gewandtheit sich in sein Vertrauen einzuschmeicheln — ihn zu umgarnen und seinen Argwohn einzuschläfern —

Sollte der Kurfürst von Emanuel angegangen worden sein um Genugthuung für die schwere Beleidigung, die er, der Erbdrost ihm angethan?

Die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen!

Und wie sollte er sich verantworten vor Serenissimo, da das verpfändete Wort ihm den Mund versiegelte?

Die Stunden der Nacht verrannen träge, und einsam und ruhelos schritt der Erbdrost in seinem Gemache hin und her. — — — — — — — — — — — — — — — — —

An Clemens August's Hofhalt herrschte vielleicht von allen deutschen Höfen die ausgedehnteste Gastfreiheit — er hatte diesen Zug wohl mit der Wittelsbacher Muttermilch eingesogen, ein Zeitgenosse sagt von ihm:

„So weit sein Auge, seine Hand reichte, gab's keine Arme, denn es gab keine Hungrige — seine Bedürftigen waren wenigstens satt!"

Ein schönes Wort, das keinem Fürsten als Grabschrift zur Unehre gereichen würde!

Am Abende jenes Tages war kleine Cour; nur an hundert Gedecken speiste der engere Hofkreis Serenissimi, nachdem im großen Saale ein Konzert der Kammermusici stattgefunden.

Es war der Vorabend der Abreise des letzten Gastes Serenissimi, des Kurfürsten von Trier, der sich für diesen Abend jede größere Festlichkeit verbeten hatte.

An der fürstlichen Tafel war die Gesellschaft nur klein; sie bestand aus Clemens August mit seinem vornehmen Gaste, den Botschaftern des Kaisers und

Ludwigs XV. und einigen seiner höchsten Hofchargen mit ihren Damen.

Gräfin L*., die Gemahlin des Kaiserlichen Botschafters machte für diesen Abend den erschienenen Damen die Honneurs.

Unter Clemens August gab es nämlich weder „nichtofficielle“, noch officielle Hofdamenchargen; selbst seine ärgsten Feinde waren nicht im Stande ihm in dieser Hinsicht einen Vorwurf zu machen.

Der Kurfürst übertrug diese Funktion für jede Hoffestlichkeit, bei welcher Damen erschienen, je einer anderen der Gemahlinnen seiner höchsten Beamten oder Botschafter, und eine solche Ernennung galt stets als die höchste Ehre und Auszeichnung.

Das Souper war zu Ende, die Herrschaften hatten sich, nachdem Clemens August seinen Sessel gerückt, erhoben und folgten den Fürstlichkeiten in die glänzend beleuchteten Nebensäle, um nach der Anordnung der Gräfin L*. an den Spieltischen Platz zu nehmen.

Die Damen waren nicht sehr zahlreich vertreten, was man den mehr oder weniger gelangweilten Gesichtern der jüngeren Hofkavaliere anmerkte, die, einer nach dem anderen, in die Nebensäle verschwanden, wo sie in den Spenden der wohlbestellten Keller Serenissimi eine, wenn auch nicht vollkommene, doch einigermaßen befriedigende Entschädigung für die feh-

lende Unterhaltung mit dem schönen Geschlechte suchten und fanden.

Clemens August hatte mit Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, dem Erzbischofe von Trier, mit der Gemahlin des französischen Botschafters, der Marquise von C*. und dem österreichischen Gesandten, Grafen L*. an dem obersten Spieltische, der einen Ueberblick über den ganzen Saal darbot, Platz genommen. Die Karten ruhten auf dem grünen Tische — die Marquise, die den Duft der ersten Jugendblüthe, der vor wenigen Jahren noch auf ihre Wangen gehaucht war, durch eine überaus distinguirte Toilette zu ersetzen verstand, hielt die Herren im Banne ihrer reizvollen Konversation gefesselt — pikante Neuigkeiten vom Hofe Ludwigs XV., von Versailles, jenem fabelhaften Feenreiche, dem Lande der sehnsüchtigsten Träume der damaligen feinen Gesellschaft enströmten ihren feingeschwungenen Lippen und funkelten im Lichte ihrer reichen Phantasie, wie die perlenden Tropfen einer Fontaine wie glitzernde Funken eines Feuerwerkes — das Spiel war vergessen, die Herren an ihrem Tische lauschten gespannt und entzückt, denn die feinfühlende Französin verstand es, Alles das zu vermeiden, was das Zartgefühl des Priesters zu verletzen im Stande gewesen wäre, sie vergaß keinen Moment, wessen Gastfreundschaft sie genoß.

Da schien Clemens August plötzlich zerstreut zu

werden — seine Augen richteten sich scharf nach der Thüre, unter welcher sein Privatsekretär, der Geheimrath von M. erschienen war.

Der Letztere betrat das Zimmer, schritt unter ehrfurchtsvollen Verbeugungen an dem Spieltische des Kurfürsten vorüber mit einem Blicke, der zugleich einen bejahenden Ausdruck in sich schloß.

Die Marquise ergriff die Karten und begann sie unter liebenswürdigem Geplauder zu vertheilen.

Clemens August winkte einem Kammerherrn mit den Augen zu sich und ließ die Gräfin L*. bitten, seine Karten für einen Augenblick zu übernehmen.

Letztere erschien sofort — entzückt dieser Auszeichnung gewürdigt zu werden.

Der Geheimrath stand mittlerweile an einem der nächsten Spieltische, anscheinend mit großem Interesse in die Chancen des Spieles vertieft — doch trat er sofort zu dem Kurfürsten, als er diesen sich erheben sah.

Clemens August nahm seinen Arm und schritt mit ihm, vertraulich plaudernd nach einem Nebenzimmer. Die wenigen Diensthabenden traten zurück, als sie Serenissimum eintreten sahen.

„Was haben Sie mir mitzutheilen, mein lieber M.?“ sprach ruhig der Kurfürst.

„Ich habe den Grafen H . . . . . verhaften lassen

müssen, Durchlaucht!" war die ernste Erwiederung des Geheimrathes.

„Ah! Das ist stark, Herr Geheimrath!" rief der Kurfürst erstaunt.

„Und dennoch konnte ich nicht anders handeln — Graf H.... trat mit dem Vicomte von Bassompiere, vor einer Stunde etwa, in das bewußte Gemach; nachdem sie mit Wein aus den Kellern Euer Durchlaucht bedient worden — ein Paket Karten auf dem Tische ausgebreitet war, drückte Graf H..... die Thüre, die in die Flaschenkammer führt, zu. Nach kurzer Verhandlung zog der Vicomte eine Anzahl von Goldrollen aus der Tasche, die der Graf kaltblütig in die seinige schob und dann begann er — Wort — für — Wort — dem Vicomte den Inhalt jener geheimen Stipulationen zu diktiren, welche heute Früh zwischen Euer Durchlaucht und dem Botschafter Seiner Majestät des Kaisers, deren Wortlaut mir ja sebstverständlich genau bekannt ist, verabredet worden waren!"

„Das ist ja Hochverrath in vollem Sinne des Wortes!" rief der Kurfürst aus.

„Eben dessentwegen, Durchlaucht, glaubte ich nicht zögern zu dürfen, die Verhaftung des Grafen vorzunehmen!"

„Und wo befindet sich der — derselbe jetzt?"

„Ich habe ihn in seine Wohnung bringen lassen,

wo ihn abwechselnd zwei von Euer Durchlaucht Leibgardisten bewachen.“

Der Kurfürst blickte ernst vor sich hin und schien zu überlegen, dann reichte er dem Geheimrath die Hand zum Kusse und sagte:

„Ich danke Ihnen, Herr von M.; noch bitte ich Sie, dem Obersten meiner Leibgarde, Herrn von W.*, sofort Mittheilung von dieser ganzen Angelegenheit zu machen und ihn in meinem Namen zu beauftragen, für die sichere Bewachung des — des Gefangenen persönlich Sorge tragen zu wollen!“

„Zu Befehl; Euer Durchlaucht!“ antwortete der Geheimrath, blieb aber trotz des entlassenden Winkes Clemens August's stehen.

Dieser sah ihn befremdet einen Augenblick an, dann sprach er wohlwollend:

„Haben Sie noch einen Wunsch, Geheimrath?“

Herr von M. verbeugte sich tief und erwiederte erregt:

„Wollen Durchlaucht gnädigst einem alten Diener noch ein Wort gestatten?“

„Reden Sie, mein Freund, Ihr erfahrener Rath ist mir stets erwünscht,“ antwortete Clemens August.

„Euer Durchlaucht ist Herr in Ihrem Lande — die Ausübung der Polizei ist das erste Recht des Thrones, Graf H. jedoch ist Beamter des Kaisers,

Mitglied einer Botschaft und als solcher eigentlich nur dem Kaiser verantwortlich —"

„Auch wenn er ein gemeines Verbrechen begeht, das mich, das meine Prärogative verletzt?" fiel ihm der Kurfürst in's Wort.

„Auch in diesem Falle dürfte es gerathen sein, den Botschafter Seiner Majestät von dem Delikte zu verständigen — ihm von den getroffenen Maßregeln Mittheilung zu machen!" war die bestimmte, aber ehrfurchtsvolle Erwiederung des Geheimrathes.

„Nochmals fühle ich mich Ihnen zu Dank verpflichtet, lieber Herr von M., Ihr Rath ist gut, ich werde ihn befolgen!" sprach der Kurfürst, ließ sich von seinem alten, bewährten Staatsdiener wieder an seinen Spieltisch geleiten und entließ ihn dann mit huldvoller Geberde.

Die Uhren in sämmtlichen Gemächern verkündeten die Mitternachtsstunde und gaben das Zeichen zu sofortigem allgemeinen Aufbruch —

Mit dem Verklingen des Glockenschlages „zwölf" begann ein Freitag, an welchem keinerlei Festlichkeiten bei Hofe stattfanden, resp. stattfinden durften.

Als sich der Botschafter des Kaisers entfernen wollte, nahm Clemens August seinen Arm, führte ihn freundlich in eine Fensternische und theilte ihm mit kurzen Worten die Ereignisse des Abends und die Verhaftung seines Legationsrathes mit.

Graf L*. fuhr bestürzt und momentan wortlos zurück — dann sprach er gefaßt:

„Kurfürstliche Gnaden haben in diesem Falle nur ausführen lassen, was Rechtens -- allein das Delikt des Grafen verletzt in erster Linie die Majestät des Kaisers und unterliegt der Natur der Sache nach ausschließlich der Jurisdiktion Seiner Majestät. Ich kann für meine Person nur meine Befriedigung aussprechen, daß mir selbst das Peinliche dieses ersten polizeilichen Schrittes erspart worden ist — jedoch müßte ich darauf bestehen, daß der — der Delinquent, nach Feststellung der Thatsachen durch die Gerichtsorgane Euer Durchlaucht mir, resp. den Kaiserlichen Gerichten zur Aburtheilung ausgeliefert werde!"

„Anders habe ich den Fall auch nicht aufgefaßt, mein lieber Graf; vor Schluß des angebrochenen Tages wird diese Angelegenheit zur gegenseitigen Zufriedenheit erledigt sein!" antwortete der Kurfürst, dem Grafen die Hand reichend, der sich mit dem üblichen Handkuß verabschiedete.

Baron Emanuel hat lange vergeblich Ruhe gesucht; er warf sich unruhig in seinem Bette herum; die Erlebnisse des Tages bedrückten sein Gemüth — die Ungewißheit, ob auch Beatrix schon von ihrem Vater gegen ihn eingenommen, die finstere, unerbittliche Miene des alten Herrn verfolgten ihn unaufhörlich, bis der Gedanke an Clemens August's gerechten Sinn ihn beruhigte, und er in einen tiefen Schlaf versank.

Doch ein schwerer Traum quälte und beängstigte ihn jetzt abermals — auf seiner Stirn perlten Schweißtropfen und seine Brust hob und senkte sich stöhnend.

Anfangs unbestimmt und unklar drängten sich unheimliche Bilder und Gestalten vor seinem geistigen Auge vorüber — dann vermochte er Personen zu unterscheiden; vor allem war es Beatrix in der italienischen Bauerntracht, wie er sie auf der Redoute gesehen —

Der Schauplatz des Traumes war wild und bergig, der Himmel dunkelblau und der Sonnenschein warf

dunkle Schatten — im Hintergrund ragten die Thürme von Viterbo in die klare Luft — er war wieder in Mittelitalien — Beatrix ritt, oder floh vielmehr auf einem isabellenfarbigen Pferde einen Waldessaum entlang — einzelne wüste, verwilderte Gestalten schienen sie zu verfolgen, er glaubte das höhnische, boshafte Antlitz des Grafen H. . . . . unter ihnen zu erkennen — da drang ihr Hülferuf an sein Ohr — sie streckte sehnsüchtig und Rettung begehrend ihre Arme nach ihm aus!

Er wollte ihr folgen, sie befreien — denn auch er war zu Pferde und spornte es an, daß es sich wild aufbäumte — schon glaubte er den Verfolgern Raum abgewonnen zu haben — da sprengte plötzlich aus dem Walde, riesenhaft anzuschauen, auf einem ebenso riesigen Pferde — die dunkle Gestalt des Erbdrosten — er wollte an ihm vorbeisprengen, doch der alte Herr verritt ihm den Weg und streckte ihm hohnlachend sein Schwert entgegen — —

Emanuel wollte das seinige ziehen — allein sein Arm schien erlahmt — er sah, ohnmächtig und der Verzweiflung nahe, wie die Verfolger das junge Mädchen erreicht hatten — sie vom Pferde reißen wollten — als er die Stimme seines Dieners Bernhard vernahm, der ihm zu Hülfe eilte —

„Herr Baron! Herr Baron!“ rief der Diener —

Emanuel erwachte! vor ihm stand Bernhard, eine

Kerze in der Hand; „Gnädiger Herr, es thut mir Leid, Sie aus so gutem Schlaf stören zu müssen, aber der Geheimrath von M. sind im Vorzimmer und wünschen Euer Gnaden zu sprechen, im Auftrag Serenissimi!"

Emanuel rieb sich die Augen, es dauerte einige Momente, bis er vollständig erwachte und den wüsten Traum von sich abgeschüttelt hatte —

„Meine Kleider, rasch!" rief er Bernhard zu und wollte sich erheben; aber schon trat der Geheimrath in's Zimmer mit den Worten:

„Derangiren Sie sich noch nicht, Verehrtester — es wird Zeit genug dazu sein, wenn ich einen allerhöchsten Befehl ausgerichtet habe."

Bernhard zündete noch eine Kerze an und entfernte sich auf einen Wink des Barons.

Der Geheimrath hatte vor dem Bette Platz genommen und übermittelte dem Oberst den Befehl Serenissimi.

„Daß der Vogel so *schnell* auf die Leimruthe gegangen, erwartete ich nicht — nun wir ihn aber einmal haben, wollen wir ihn auch festhalten," äußerte Emanuel in dienstlichem Tone.

„Werden ihn nicht lange haben, lieber Baron", fiel der alte Herr ein, „der Delinquent ist Unterthan des Kaisers und Kaiserlicher Beamter; in letzterer Eigenschaft hat er den Verrath begangen und

wird somit der Kaiserlichen Behörde zur Aburtheilung übergeben werden müssen."

„Nach meiner Ansicht," erwiederte Emanuel, „wird ihn der Kaiser noch viel härter züchtigen, wie es unser wohlwollender Herr Erzbischof thun würde — ich werde Sorge tragen dafür, daß er auf keinen Fall der Bestrafung der einen oder der anderen Seite entgeht!"

Der Geheimrath bezeichnete dem Baron noch genau die Wohnung, in welcher Graf H. . . . . gefangen saß.

Dann entfernte er sich.

Der Baron ließ sich vollständig dienstlich ankleiden und betrat bald darauf, von seinem Diener gefolgt, die dunklen Straßen der Stadt.

Als er über den Markt schritt, verkündete die Glocke vom Münsterthurme die zweite Stunde.

Die Wohnung des Grafen H. . . . . befand sich an der Ecke der Bonngasse und der Sternenstraße in einem großen, alten Hause; es hatte nach jeder Straße einen Ein- oder Ausgang und von seiner hinteren Seite erstreckte sich ein geräumiger Garten zwischen die benachbarten Häuser.

An dem Eingange in der Bonngasse war ein Posten placirt — die zweite Thüre in der Sternenstraße war übersehen worden, oder man wußte überhaupt nicht, daß eine solche existire.

„Alles in Ordnung?" fragte Baron Emanuel, als der Posten vor ihm salutirte.

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Wo stehen die anderen Posten?"

„Eine Treppe hoch, Herr Oberst, erste Thüre rechts!"

Der Baron fand, oben angekommen, die beiden Posten in dienstlicher Haltung in einer Art Vorzimmer mit gezogenem Säbel Wache haltend.

„Nichts vorgefallen?"

„Zu Befehl, Herr Oberst, nein!" war die Antwort eines der Soldaten, „der Gefangene befindet sich in seinen Zimmern — Anfangs schritt er auf und ab — seit einer halben Stunde ist Alles still!"

Emanuel öffnet die Thüre – in den Zimmern herrschte Dunkelheit — er winkte Bernhard, der eine der auf einem Tische stehenden Kerzen ergriff und voran leuchtete.

Das erste Zimmer war leer; eine Thüre öffnete sich in einen anderen Raum; Bernhard leuchtete auch in diesen voran — es war ein Schlafzimmer.

Im Hintergrunde stand ein Bett, in welchem eine Person zu liegen schien —

Emanuel trat näher — die Person regte sich nicht — er ergriff das Licht und beleuchtete die Gestalt — ein mit einem Kissen ausgestopfter Rock —

Der Graf war entflohen! ein offenes Fenster ging

auf einen Hof, der durch eine niedere Holzbrüstung von einem Garten geschieden war!

Baron Emanuel lachte bitter auf —

„Civilistenarbeit!" brummte er verächtlich!

„Habt Ihr Nichts gehört, Nichts gesehen? Euer Gefangener ist entflohen!" herrschte er die beiden Posten an.

„Nein, Herr Oberst, nachdem wir den Gefangenen hierher gebracht und auf Befehl des Geheimraths hier Posto gefaßt, erschien eine halbe Stunde später ein Mann, anscheinend der Diener des Gefangenen und wollte zu seinem Herrn eintreten — wir wiesen ihn laut Ordre zurück, jedoch nicht ohne daß der Kerl Lärm machte, wir mußten ihn mit Gewalt aus dem Zimmer schaffen!"

„Es ist gut, Ihr könnt alle abtreten, ausgenommen Einen, der hier in diesem Zimmer bleibt, bis er abgelöst wird — lass't keinen Menschen hier eintreten — bewacht die Fenster, daß auch von Außen Keiner eindringen kann!"

Der Oberst eilte, von Bernhard und den beiden überflüssig gewordenen Wachtposten gefolgt, nach dem Schlosse zurück.

Am Koblenzer- oder Sankt Michaelsthor angekommen, das gerade im Abbruche begriffen war, da Serenissimus dort einen stattlichen monumentalen Thorpavillon aufführen zu lassen beabsichtigte, befahl

er dem Kommandanten der unter Gewehr getretenen Thorwache, Niemanden mehr zu gestatten, auch selbst nicht mit Kurfürstlichem Thorpasse die Stadt zu verlassen und denselben Befehl schnellstens an sämmtliche übrigen Ausgänge der Stadt, resp. an die dort aufgestellten Wachtposten gelangen zu lassen.

„Zu Befehl, Herr Oberst," erwiederte respektvoll der Kommandant der Wache — „aber vor ungefähr einer Viertelstunde — es mögen auch zwanzig Minuten her sein, verließ ein Reiter mit Kaiserlichem und Kurfürstlichem Nachtthorpasse versehen die Stadt durch dieses Thor!"

Der Oberst stampfte mit dem Fuße — „wie sah er aus — sprecht schnell!"

„Schmächtiger, blasser Kavalier, mit dunklen Augen — unter dem Mantel erkannte ich die Kaiserliche Reiteruniform — nachdem er die Grabenbrücke passirt, sprengte er wie toll die Koblenzerstraße hinaus!"

„Alle Teufel, das war der Graf!" fluchte der Oberst und eilte in das Schloß nach den Gemächern des Kurfürsten.

Ohne große Mühe drang er in das Vorzimmer Serenissimi, befahl dem Kammerdiener, den gnädigen Herrn zu wecken und ihn zu melden.

Die diensthabenden Kammerjunker machten große Augen, als sie jenes unerhörte Begehren vernahmen, allein der Baron bestand auf seinem Willen.

„Auf meine Verantwortung thut — und auf Eure Gefahr hin unterlasset Ihr es!“ sprach er ernst und fest!

Fünf Minuten später stand der Oberst vor dem Bette Clemens August's, der ihn keineswegs unfreundlich empfing und fragte:

„Es müssen wichtige Dinge sein, Baron, die Sie mir in nachtschlafender Zeit bringen?“

„Durchlaucht, Graf H..... ist entflohen; die Flucht geschah, ehe ich ihn in meine Obhut zu nehmen im Stande war, vor zwanzig Minuten etwa passirte er das Koblenzer Thor — jedenfalls hofft er, wenn er einmal Kurtrierischen Boden erreicht, für kurze Zeit sicher zu sein und die französische Grenze erreichen zu können!“

„Ist Möglichkeit vorhanden, ihn einzuholen und wieder zu verhaften, und wer wäre im Stande, Dies zu vollbringen?“

„Ich selbst will es versuchen, doch kann ich als Kurkölnischer Beamter einen Flüchtling auf Kurtrierischem Boden verhaften?“

„Allerdings, Baron, wenn wir die Einwilligung meines Herrn Bruders erlangt haben — für diese will ich sorgen — treffen Sie inzwischen Ihre Anordnungen — nehmen Sie meine kostbarsten Pferde und gehen Sie mit Gott; den Verhaftsbefehl sende ich in den Marstallhof!“

Der Baron flog mehr wie er ging nach dem Marstalle — er kannte den Pferdebestand Serenissimi wie seinen eigenen — er wählte ein englisches Pferd aus, ein Geschenk des Königs von England; es hatte ein rundes Kreuz, einen dürren gestreckten Schweif, schlanke dürre Beine, an welchen die Sehnen sich abhoben und wie Stahldrähte sich anfühlten — die Hufe waren klein, schmal, aber hart wie Stein. Er ließ ihm seinen Sattel auflegen, lud seine Pistolen mit Sorgfalt und Ruhe — beorderte vier gut Berittene, ihm zu folgen, so schnell es mit der Brauchbarkeit ihrer Pferde vereinbar, und eine Viertelstunde darauf sprengte er zum Koblenzer Thor hinaus, genau Dreiviertelstunde später, wie Graf H. . . . .

Die vier Gardisten folgten ihm auf der Straße nach Koblenz in scharfem Trabe.

Der Oberst sprengte auf dieser Straße, die, vom Monde beschienen, wie eine weiße Schnur sich vor ihm erstreckte und dann in der Ferne verschwand, dahin, als wäre er von Furien gejagt — es hatte ihn dasselbe Gefühl erfaßt, mit dem er so oft schon mit seiner Schwadron gegen den Feind angesprengt!

Sein sonst so wohlwollendes, menschenfreundliches Herz erschien ihm selbst wie umgewandelt — er erschrack vor dem blutdürstigen Drange, der ihn antrieb zu außergewöhnlicher Anstrengung, wie er den Schweißhund auf die Fährte treibt — er nahm sich

vor, die Selbstbeherrschung im gegebenen Momente nicht zu verlieren — aber ein unbezwinglicher Impuls trieb ihn weiter — fort — nur fort!

Nur leicht berührten seine Schenkel das edle Pferd, die Zügel spielten ihm nur im Munde — er ließ ihm Luft, um es möglichst zu schonen, und wie ein Pfeil schoß es vorwärts — sein Hufschlag donnerte weit in die Ebene.

Die Hunde der auf dem Rheine ankernden Schiffe schlugen an und heulten — ihre vierfüßigen Kameraden der umliegenden Gehöfte gaben ihnen Antwort wie ein fortlaufendes Echo.

Eine halbe Stunde lang war er so galoppirt — die Häuser von Godesberg zeichneten ihre Giebel am Nachthimmel ab — er ließ sein Thier in der Straße des Ortes verschnaufen — im kurzen Trabe durchritt er es.

Am letzten Hause lehnte ein Zollwächter —

„Habt Ihr einen Reiter vorüberkommen sehen?" fragte der Oberst kurz mit dem Tone eines Mannes, der gewohnt ist, zu befehlen.

„Ja, Herr", antwortete der Wächter, „es ist noch keine halbe Stunde her!"

„Wie? — Ihr irrt Euch! — Es muß länger her sein?" fiel der Oberst schnell ein.

„Halten zu Gnaden, Herr, es würde auch länger her sein, hätte nicht des Reiters Rappe sich einen

Stein in den Huf getreten — welchen herauszukriegen, ihm eine ganze Viertelstunde Zeit hinwegnahm — ich selbst war ihm behülflich und leuchtete ihm mit meiner Laterne — er gab mir ein Goldstück."

„Hier ist ein Zweites, Mann, wie sah er aus?" fragte kurz der Oberst, indem er ihm einen Doppeldukaten reichte.

„Officier; unter seinem schwarzen Mantel trug er kaiserliche Uniform, er war sehr bleich und verhetzt!"

„Danke —" rief der Oberst und wollte weiter eilen, da rief im der Wächter nach:

„Ueberhetzt Euer Pferd nicht, gnädiger Herr, Ihr werdet ihn bald genug überholen — das Roß des Anderen beginnt zu lahmen — der Huf blutete stark!"

Baron Emanuel wußte genug. Er ließ sein Pferd einen ruhigen, aber andauernden Jagdgalopp gehen.

Auf dem jenseitigen Ufer zeichneten sich die einzelnen Spitzen des Siebengebirges wie ungeheuere Riesen am Nachthimmel ab, der sich im Osten leicht zu röthen begann.

Bald erreichte er Mehlem. Die Spitze des Drachenfels begann zu glühen —

In Mehlem selbst war es still und einsam, wie auf einem Kirchhofe — nur die Hofhunde bellten ungestüm bei dem Geklapper der Hufe —

Die Gegend wurde enger — die bewaldeten Berge

näherten sich mehr und mehr dem Rheine, bis sie ihren Fuß im Strome badeten.

Röther und feuriger wurde der Himmel — die Sonne schickte ihre Strahlen voraus, sie ließen das Firmament erglühen in wunderbarem Glanze. —

Vor Emanuel's Blicken hellte sich die Straße auf — sie verschwand rechts um die Abhänge des Rolands-Eckes.

Der schneidende Morgenwind trieb ihm die Thränen in die Augen — sein Pferd begrüßte den ersten Morgenstrahl mit einem muthigen Gewieher.

Er bog um den Fuß des Rolands-Eckes — da schien der Donner eines Echo's von der Bergwand herab sein Ohr zu treffen.

Er parirte sein Pferd, hob sich in dem Steigbügel und blickte, indem er seine Augen vor dem jungen Lichte der Sonne schützte, in die Ferne.

Da sah er vor sich am äußersten Ende der verschwindenden Straße, wie einen Schatten, eine Gestalt zu Pferde — sie verschwand und erschien wieder, je nachdem die Hecken am Wege dichter oder minder dicht wurden.

Sein Herz erbebte vor Aufregung — er gab seinem wackeren Thiere die Sporen — es schoß dahin, wie die Kugel aus dem Rohr, unter den Hufen seiner Hinterfüße stoben Sand und Kiesel in die Luft.

Die vor ihm enteilende Gestalt verschwand jetzt

um den Bergvorsprung, der sich Nonnenwerth direkt gegenüber in den Rhein erstreckt.

Der Baron hatte die Biegung des Weges erreicht — er erkannte seinen Feind auf zweihundert Schritte Entfernung. Er senkte seine Faust, sein edles Thier streckte den Hals, und als habe es den Gegenstand der Verfolgung erkannt, verdoppelte es seine Anstrengungen — der vierfache Hufschlag der beiden dahingaloppirenden Pferde fiel in einen zusammen.

Da vernahm auch Graf H . . . . . den fremden Hufschlag — er blickte um sich — erkannte die weiße Uniform des Kurfürsten — er erkannte das Gesicht des Barons!

Ein gotteslästerlicher Fluch entfuhr seinen Lippen, er spornte seinen Rappen, daß er blutete und sich vor Schmerz bäumte und wieherte, sägte ihm das Maul mit der Trense, daß blutiger Schaum umherspritzte, wenn er mit den Nüstern schnaufte — das arme Thier keuchte und vermochte sich kaum mehr aufrecht zu erhalten.

Der Oberst war bis auf wenige Schritte seinem Opfer nahe gekommen.

„Halten Sie ein, Graf H . . . . .; ich verhafte Sie im Namen des Kurfürsten —!"

„Verhaften Sie ihn, wenn Sie ihn haben —" hohnlachte der Graf. Er hielt auf dem Wege still,

griff in die Holfter seines Sattels und zog eine Pistole hervor — er zielte bedächtig und schoß —

Baron Emanuel hatte mit den Augen eines Jägers, eines Kriegers, den Grafen beobachtet — in dem Momente, als er ihn zielen sah, stieß er seinem Pferde die Sporen in die Flanken und zog die Faust gegen die Brust — das edle Thier bäumte sich hoch auf, schlug mit den Vorderfüßen in die Luft und empfing den Schuß in den Bauch.

Der erfahrene Soldat hatte sich durch sein Pferd gedeckt, er hatte es seinem Leben zum Opfer gebracht!

Er stand unverletzt neben dem sich wälzenden Thiere — in seiner Hand hielt er nun seinerseits seine Schußwaffe — sein Schuß knallte, und mit ihm sank des Grafen Rappe in's Kreuz getroffen zusammen.

Beide Gegner standen sich zu Fuß einander gegenüber!

In der Hand des Grafen blitzte der Lauf seines zweiten Pistoles im Sonnenschein —

„Einen Straßenräuber muß man wie einen Straßenräuber behandeln!" zischte er in französischer Sprache, zielte auf Emanuel und schoß —

Des Barons Hut fiel ihm vom Kopfe, einzelne Federn stoben in die Luft —

„Ergeben Sie sich, Graf, Sie sind mein Gefangener!" rief der Baron erregt, aber unverletzt und

mit vornehmer Selbstbeherrschung, indem er auch das zweite Pistol aus dem Holfter des verwundeten Pferdes zog.

„Jetzt können Sie den Wehrlosen nach echter Räuberart meuchlings ermorden!" höhnte der Schurke, indem er seinen Degen zog.

„Bei Gott — nein!" war des Barons kalte Erwiederung, und er warf die Schußwaffe, ohne geschossen zu haben, zu Boden — „ich will Sie lebend einfangen, wie ein Raubthier!"

Er zog gleichfalls sein Schwert und eilte mit großen Sprüngen auf den Grafen zu.

Dieser stand en garde mit funkelnden Augen — seine scharfe, spitzige Klinge blitzte im Lichte der Morgensonne.

Zwei würdige Gegner der Fechtkunst hatten sich zusammen gefunden — auf der einen Seite Schlauheit, Gewandtheit und Perfidie — auf der anderen Ruhe, ein sicheres Auge und ein stählernes Handgelenk!

Die Klingen begegneten sich — die des Grafen zischte wie die Zunge einer Schlange längs dem Stahle des Barons hin und suchte eine Blöße — doch vergeblich!

Viermal versuchte er die Parade des Barons zu durchbrechen — bei'm vierten Stoße flog seine Klinge zehn Schritte weit in's Gebüsch am Wegesrande!

Der Hochverräther war wehrlos in der Hand seines Verfolgers!

„Mit welchem Rechte verfolgen Sie mich, wollen Sie mich verhaften?“ fragte er zähneknirschend.

„Mit diesem Befehle meines Fürsten und mit diesem Befehle des Kurfürsten von Trier, wenn ich mich genöthigt gesehen hätte, Sie bis auf Kurtrierischen Boden zu verfolgen! Vorwärts, mein Herr, zurück des Weges nach Coblenz — immer zwei Schritte vor mir her, bei'm geringsten Fluchtversuche durchbohre ich Sie!“

Der Baron griff im Vorbeigehen seinen Hut und das noch geladene Pistol auf und schritt hinter seinem Gefangenen her in der Richtung nach Mehlem zurück.

Ehe sie den Ort erreichten, kam Bernhard und hinter ihm die vier Leibgardisten ihnen entgegengesprengt.

Der Baron ließ zwei Soldaten absitzen, bestieg selbst eines ihrer Pferde, den Gefangenen ließ er das zweite besteigen, und langsamen Schrittes zog die Cavalkade nach Koblenz. — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Clemens August schritt in der Zimmerreihe seines Schlosses auf und ab, deren Fenster den Blick auf die Straße nach Koblenz gestatteten. Sein noch jugendliches Herz war erregt — nicht von Rachsucht, aber von gerechtem Unwillen gegen den Verräther, der sich so frech vergangen an ihm und an dem Kaiser.

Da sah er ganz in der Ferne auf der Straße eine Staubwolke aufsteigen.

Er athmete erleichtert auf, wollte eben ein Fernglas nach der betreffenden Stelle richten, als ihm ein Kammerjunker meldete, daß der Erbdrost von R*. im Vorzimmer harre.

Der Kurfürst blickte zuerst scharf durch das Glas nach der Straße — er erkannte einen Reiterzug in seiner Uniform — er war beruhigt! Auf ein Zeichen seiner Hand verschwand der Junker und der Erbdrost erschien auf der Schwelle der Thüre.

„Seien Sie mir willkommen, Herr Erbdrost — es ist mir stets eine Freude, einen so würdigen Edelmann meiner Münsterischen Lande zu begrüßen!"

„Durchlaucht haben zu befehlen geruht" — begann der alte Herr mit mehr Gelassenheit, als Clemens August bis jetzt gewohnt war, bei seinen Edelleuten zu bemerken.

„Warum bedarf es eines Befehles für meine ältesten Beamten und Freunde, wenn ich sie öfter bei mir zu sehen wünsche?"

Der Erbdrost erröthete ob dies schmeichelhaften Vorwurfes — der Kurfürst hatte ihm außerdem die Auszeichnung gewährt, ihn an seiner Seite Platz nehmen zu lassen.

„Durchlaucht, das herannahende Alter beraubt mich mancher Lebensfreude, und ganz besonders des Vorzuges, öfter am Hofe, in der Nähe meines gnädigen Herrn, weilen zu können," nahm er ehrfurchtsvoll das Wort.

Clemens August lächelte wohlwollend, als er erwiederte: „Mein lieber Baron, die Stürme des Lebens scheinen an Ihnen vorübergegangen zu sein, wie an vielen mächtigen Eichstämmen meiner westphälischen Forste: sie stehen ungebrochen und werden noch lange dem Einflusse der Zeit trotzen!"

Der Erbdrost verbeugte sich.

Der Kurfürst spielte gedankenvoll einen Augenblick mit seinem diamantenen Pektoralkreuz, dann fuhr er ernst fort —

„Herr von R*., gerade diese vorgerückten Jahre, die dem Manne einen höheren Grad der Ruhe und Selbstbeherrschung verleihen, dürfte Sie veranlaßt haben, einen meiner jüngeren Edelleute in einer delikaten Angelegenheit mit mehr Güte und Rücksicht zu behandeln — als ihm thatsächlich zu Theil wurde!"

Des alten Herrn Miene verfinsterte sich.

„Gnädiger Herr," sprach er kalt und gelassen,

„diese Angelegenheit ist so privater Natur, daß sie nur allein vor das Forum der Familie gehört."

„Allerdings, Herr Erbdrost," erwiederte Clemens August ebenso fest und bestimmt, „aber nur insofern sie nur Euch selbst oder Angehörige Eurer Familie betrifft — sobald aber ein Mitglied meines hohen Adels dadurch derart in seiner Ehre gekränkt wird, daß sie entweder nur durch Zurücknahme der Beleidigung, oder durch eine officielle ehrengerichtliche Entscheidung wieder hergestellt zu werden vermag, fühle ich, der Landesherr, mich berufen, einzuschreiten, und auf einer Erklärung Ihrerseits, Herr Erbdrost, betreffend die Ursachen jener Beleidigung, die meinen Baron W*. in seiner Ehre so schwer geschädigt hat, bestehen zu müssen!"

Der Erbdrost war todesbleich geworden — sein Gewissen strafte ihn bereits — er stand vor der Alternative — das gegebene Wort brechen — oder selbst als Verleumder gelten zu müssen — —

Da öffnete sich die Thüre und Baron Emanuel trat, staub- und schweißbedeckt, in den Salon. Bei dem Anblicke des Erbdrosten erblaßte er, blickte ihm aber offenen Auges fest in's Gesicht.

Der Erbdrost war aufgefahren und hatte sich abgewendet, um seine tiefe Gemüthsbewegung zu verbergen.

Der Kurfürst rief seinem Obersten entgegen:

„Nun Oberst, haben Sie den H . . . . . eingefangen?“

„Zu Befehl, Durchlaucht, ich holte ihn zwischen Mehlem und Oberwinter — unmittelbar Nonnenwerth gegenüber ein!“

„Nun, und weiter?“

„Als ich ihn im Namen Euer Durchlaucht sich zu ergeben aufforderte — schoß er nach mir, tödtete jedoch nur mein Pferd —“

„Ah —!“ stieß der Kurfürst hervor — „und Sie?“

„Ich sah mich genöthigt, wollte ich ihn nicht entfliehen lassen, das seinige gleichfalls zu tödten. Auf ebenem Boden schoß er abermals nach mir, traf jedoch nur meinen Hut und —“ dabei deutete er auf diesen Gegenstand — „richtete große Verheerung unter dem Federbesatze an —“

„Und dann schossen Sie ihn wohl nieder —“ rief der Kurfürst mit jugendlichem Feuer und zornglühenden Augen?

„Um Vergebung, gnädiger Herr,“ war die bescheidene Erwiederung des jungen Soldaten, „ich hatte mir vorgenommen, Euer Durchlaucht den Hochverräther lebendig einzufangen und zu überliefern! Nachdem er das Schwert gezogen und auf mich eindrang, entwaffnete ich ihn und transportirte ihn hierher — er befindet sich im Augenblicke wohlbe-

wacht in dem stark vergitterten Gefängnisse des Schloßgrabens!"

Der Kurfürst blickte seinen Officier mit freudig bewundernden Blicken an — —

Der Erbdrost hatte inzwischen, als der Name des Grafen genannt worden, mit gespannter Aufmerksamkeit den Verhandlungen gelauscht. Es hatte sich seiner bei deren Verlaufe eine Aufregung bemächtigt, die ihn die Etikette vergessen ließ; er brach in die Worte aus:

„Um Vergebung, Durchlaucht, handelt es sich hier um den Legationsrath, Grafen von H . . . . ?"

Clemens August blickte ihn verwundert an.

„Auf Ihre Frage, Baron, diene Ihnen als Bescheid, daß es sich hier allerdings um den Hochverräther und Majestätsverbrecher, der sich Graf H. . . . . nennt, handelt — er hat sich des schmählichsten Vertrauensbruches gegen Seine Majestät den Kaiser und gegen mich schuldig gemacht, indem er den Wortlaut geheimer Verträge zwischen uns dem französischen Kabinette verkaufte!"

Der Kurfürst glaubte durch diese Antwort den Baron auf seine Verletzung der Etikette genügend aufmerksam gemacht zu haben — doch jener gab sich noch nicht zufrieden —

„Um Gotteswillen, Durchlaucht," rief er, „das ist ja gerade das Verbrechen, dessen der Graf meinen

jungen Freu .... — den Baron von W.* zieh — und worüber ich ihm Stillschweigen schwören mußte!"

Der Kurfürst blickte den Redner groß an —

Also das war des Räthsels Lösung! —

Die Verletzung der Etikette war vergeben und vergessen — er wäre, hätte es sich mit seiner Würde vereinbaren lassen, in lautes Lachen ausgebrochen — er begnügte sich jedoch auszurufen:

„Er, der Graf, meinen Obersten, meinen erprobten, treuesten Diener des Hochverrathes anklagen? Ah! Baron, das ist absurd — da haben Sie sich überstürzt — haben sich dupiren lassen!"

Der zähe, alte Herr mußte sich gefangen geben, allein er suchte ein diplomatisches Hinterthürchen, um ohne zu schwere Demüthigung besser auf Seiten seines jungen Freundes zurücktreten zu können —

„Ich kenne den Baron W.* nicht so genau, wie Ew. Kurfürstlichen Gnaden", sprach der Erbdrost — „ich hatte bis jetzt keine Gelegenheit, ihn nach seinen Verdiensten beurtheilen zu können!"

„Und was ist jetzt Ihre Absicht, bezüglich der Ehrenkränkung meines Obersten?" fragte der Kurfürst fein.

Der Erbdrost trat ritterlich und mit hoch erhobenem Haupte auf Emanuel zu —

„Meine Absicht ist," antwortete er mit volltönender

Stimme, „mein Unrecht wieder gut zu machen, so weit es in meiner Macht steht, ihn zu bitten, mir meine Uebereilung zu verzeihen und mir von dieser Stunde an Gelegenheit zu geben, jene vorzüglichen Eigenschaften seines Charakters auch würdigen und schätzen zu lernen, indem er als ein Glied meiner Familie mich nicht mehr verläßt!"

Der Kurfürst wandte sich stumm ab —

Der Erbdrost umarmte den jungen Soldaten mit einer Herzlichkeit, die bei diesem jede Erinnerung an den gestrigen Tag auf ewig verwischte! —

Da meldete ein Kammerjunker mit allen Zeichen der Eile den Geheimrath von M.

Auf ein bejahendes Zeichen Serenissimi trat er bleich und verstört ein.

„Herr Geheimrath?"

„Kurfürstliche Gnaden, der Profoß meldete mir soeben, daß sich der Graf H . . . . . seinen irdischen Richtern entzogen — daß er sich selbst entleibt hat!"

Der Kurfürst erbleichte, faltete die Hände und betete: „Gott sei seiner armen Seele gnädig!"

Die Herren waren entlassen! — — — — — — — — — — — — — — —

Der Kellermeister Serenissimi saß in seiner Flaschenkammer und ruhte sich aus, — nicht etwa von den Strapazen des heutigen Tages oder von denen des gestrigen — da hatte es keine solchen gegeben — Clemens August lebte an Tagen, an welchen er keine fremden Gäste bewirthete einfach wie ein Privatmann — Küche und Keller wurden nicht sehr in Anspruch genommen — auch das gestrige Souper hatte nicht viel Mühsal gebracht, aber von den Anstrengungen der vergangenen Festwoche, die noch Nachwehen in seinem Körper zurückgelassen, bedurfte er der Ruhe — und besonders der Stärkung.

Die Reste seines „Frühstückes" standen noch auf dem Tische und er war sehr gewissenhaft damit beschäftigt, die dem menschlichen Körper so nöthige Verdauung durch den duftenden Inhalt eines schöngeformten Zinnkruges zu befördern, als Bernhard, der Diener des Barons von W* eintrat.

Der Kellermeister winkte dem Diener, dessen Herr sich seiner ganzen „Protektion" zu erfreuen hatte, freundlich zu.

„Du hast wohl ganz besonderen Durst Landsmann, daß Du an die beste Quelle kommst, ihn zu löschen, he?“ rief ihm Peter Veit entgegen.

„Schaden könnte mir ein Schluck gerade nicht, obschon ich bei meinem Herrn keinen Mangel daran leide — allein der Baron hat einen Gast und wünscht von dem alten Burgunder“ — er kratzte sich dabei verlegen hinter den Ohren — „dessen Namen ich bei Gott nicht behalten habe?“

„So? Dein Herr hat einen Gast? und wer ist der Gast?“ fragte Pieter neugierig.

„Der alte Erbdrost von R*,“ erwiederte der Korporal mit wichtiger Miene.

„Ah! Der Drost von R*? Ja, dann ist es Romané, den sie wollen — ich kenne des Drosten Geschmack von früherer Zeit her — hat Recht, der alte Herr, die Sorte läßt das alte Blut noch einmal so geschwinde fließen. — Wie viele sind ihrer bei dem Frühstücke Deines Herrn?“

„Nur er und der alte Baron.“

„Dann sind drei Flaschen genügend; die Herren genießen, die schlemmen nicht!“

Er schellte zweimal, worauf sein Famulus, ein lederbeschürzter Kellerknecht erschien, dem er einen Schlüssel übergab mit der Weisung, drei Flaschen von dem Gestelle Nr. 29 zu holen —

„Trage Er Sorge, daß die Spinngewebe und der alte Staub hübsch unverletzt bleiben!" rief er ihm nach.

Kurz darauf erschien der servirende Lakai, um den „Extra"=Wein für den Baron in Empfang zu nehmen.

Bernhard hatte inzwischen Platz genommen und that sich gütlich an einem ähnlichen Zinnkruge von Pieters „Gutem."

„Na, was giebts bei euch Neues, Landsmann?" fragte Pieter, nachdem sie allein waren.

„Neues? Viel und Wenig — vor Allem, viel Hatz! Vorgestern Nacht gings zu Pferde nach Köln —"

„Nach Köln?"

„Ja, Herr Kellermeister, und zwar in wichtigen Angelegenheiten — ich glaube, der Baron geht auf die Freierei aus!"

„Ah!" stieß Pieter neugierig hervor, „wie so?"

„Wie so? Was solls bedeuten, wenn ein junger Herr Morgens in der Frühe in seinem hergottsbesten Bratenrock mit übervergnügter Miene seine Aufwartung macht in einem Hause, wo nur eine einzige Tochter ist, von der man schon lange sagt, daß sie sich heirathen?"

„Nun, sind sie bereits Braut und Bräutigam?"

„Scheint noch nicht", antwortete Bernhard trocken, „aber ich hab's dem Baron vorausgesagt!"

„Was hast Du ihm vorausgesagt?"

„Daß es schief geht!“

„So — ist's denn schief gegangen?“

„Muß wohl so sein — wenn man an einem solchen Morgen vier alte Weiber über den Weg laufen sieht, wenn einem Pferde vor den Füßen niederstürzen und wenn einem gar Begräbnisse begegnen — daraus kann doch nichts Gutes entstehen!“

Pieter nickte bedächtig zustimmend mit dem Kopfe und that einen tiefen Schluck — dann sagte er seufzend: „Böse Zeichen, das!“

„Und, wie ich prophezeihte, so muß es gewesen sein; der Baron kam von seinem Besuche die Treppe herunter, nicht etwa wie ein Bräutigam, sondern wie ein Schwerkranker, verstört — verstimmt und beinahe zornig, wie ich ihn noch nie gesehen.

„Wir ritten nach Bonn zurück, als säße uns der Böse auf dem Nacken — um die Pferde war mir's nur leid! Der Baron hatte Dienst bei Serenissimo — er trat mit demselben Krankengesicht, das er seit dem Morgenbesuch gezeigt, zu dem Herrn hinein — doch schien er beruhigter, als er wieder herauskam.

„Nachts mußten wir fort, den böhmischen Grafen einfangen — —“

„Aber, wie kommt es, daß trotz des Barons anscheinend zornigem Abschied bei dem Erbdrost er ihn zum Frühstück bei sich hat?“ unterbrach Pieter neugierig den Diener.

„Weiß nicht; aber es muß ein anderer Wind wehen — sie kamen vom gnädigsten Herrn, Arm in Arm — ein Herz und eine Seele, in unsere Zimmer; und als gar vor einer halben Stunde eine Estafette kam und meldete, daß des Barons Frau Mutter in Köln beim Erbdrost angekommen, um den Baron nach so langer Zeit einmal wiederzusehen, da war der Freude kein Ende! Um drei Uhr gehts nach Köln, die Pferde sind schon bestellt! Man kommt wahrhaftig aus dem Sattel gar nicht mehr heraus!" seufzte Bernhard.

„Dann trink' noch einen tüchtigen Schluck, Landsmann, das macht Dir Muth und stählt gegen alle Strapazen", rief Pieter und schob seinem Gaste einen frisch gefüllten Krug hin.

„Danke, es kann auf keinen Fall von Uebel sein!" antwortete der erkenntliche Korporal und erhob sich, da es längst zwei Uhr geschlagen.

Des Kellermeisters Neugierde war immer noch nicht befriedigt — er fragte weiter:

„Dann wird es wohl doch bald eine Hochzeit bei Euch geben?"

Bernhard nickte stillschweigend und wollte den Krug an die Lippen setzen —

„Dann laßt uns auf Glück und Segen für den braven Baron anstoßen", rief Pieter.

Er und sein Gast ließen die That dem Worte folgen.

Im R*'schen Hause im Steinweg herrschte um jene Zeit eine eigenthümliche Stimmung. Der Erbdrost hatte gestern Abend kaum seit einer Stunde Köln verlassen, um sich zu der befohlenen Audienz zu begeben, da erschien die Baronin von W*., Emanuels Mutter, um bei ihren alten Freunden abzusteigen. Beatrix, die der alten Dame in Wirklichkeit mit kindlicher Liebe zugethan war, empfing sie trotz des Zwanges, den das Gebot des Vaters, den Sohn betreffend, ihr auferlegt mit unverminderter Herzlichkeit. Aber nichtsdestoweniger fühlte sie sich gequält und gepeinigt durch die eigenthümliche Lage, in welche der Zufall sie versetzt.

Die von Mutterliebe überströmende Matrone konnte nicht oft genug sich von dem ersten Besuche ihres Sohnes im R*'schen Hause erzählen lassen — und als gar Beatrix im Laufe des Gespräches sich entschlüpfen ließ, daß sie Emanuel bereits in Italien gesehen und erkannt habe, erreichte ihr Entzücken und ihr Mutterglück den Höhepunkt.

Glücklicherweise war sie nur eine Frau und zwar

eine schon bejahrte Frau — die Anstrengungen der Reise und die lebhaften Aeußerungen ihres Gefühles machten sich noch am folgenden Tage durch eine große Uebermüdung geltend, die sie nöthigte, sich in ihrem Zimmer einigen Stunden ungestörter Ruhe hinzugeben.

Beatrix hatte schon zeitig am Morgen einen Boten an ihren Vater absenden lassen, um ihn von dem angekommenen Besuche zu benachrichtigen — einerseits hoffte sie von seinem Erscheinen eine Erleichterung oder eine Befreiung von der peinlichen Situation, in welche sie die Ankunft der alten Baronin gestürzt — andererseits fürchtete sie aber auch von dem gereizten Temperamente ihres Vaters die traurige Familienscene, die ihrer Meinung nach unausbleiblich war!

Da schallte Pferdegetrappel von der Straße herauf — Beatrix eilte an das offene Fenster und sah — — sah sie in Wirklichkeit — ?

Sie sah ihren Vater und Emanuel von den Pferden steigen! Der Letztere hob sogar den alten Herrn mit kindlicher Sorgfalt von seinem Pferde, nahm seinen Arm in den seinigen und führte ihn in das Haus!

Sie kreuzte die Hände unwillkürlich auf ihrer Brust und rang nach Athem. Sie stand allein in der Mitte des großen Empfangzimmers! die untergehende Sonne schien warm durch den reichen Blumenflor und verklärte ihre schlanke Gestalt, ihr schönes, edles, jetzt aber so bleiches Gesicht —

Sporen klirrten die Treppen herauf — näher, immer näher — die Thüre flog auf und der Erbdrost erschien — er führte Emanuel, der bleich war, aber einen glückseligen Ausdruck in seinen Augen trug an der Hand.

„Mein Kind!" sprach der alte Herr feierlich, „ich bringe Dir hier Herrn von W*., den Sohn meines liebsten Freundes, und, wenn Du einwilligest — auch meinen Sohn! Was ich Dir am gestrigen Tage in Uebereilung von ihm gesagt, beruht auf einem durch schändliche Verläumdung hervorgerufenen unglückseligen Irrthume. Lerne ihn, seinen edlen Charakter kennen, damit der langgehegte Wunsch beider Familien in Erfüllung gehe — ja, mein Kind, lerne ihn näher kennen und Du wirst ihm mit eben so großer Liebe Deine Hand reichen — wie ich sie ihm bewillige!"

Beatrix steckte Emanuel unter Thränen lächelnd die Hand entgegen — er küßte sie innig — aber schweigend.

Da öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers, und in der eleganten, pompösen Tracht der Damen der damaligen Zeit erschien die Baronin von W*. auf der Schwelle — beim Anblicke ihres stattlichen, in männlicher Schönheit strahlenden Sohnes schwankte sie und wäre umgesunken, hätten sie nicht seine starken Arme umfangen. — —

Die gute Baronin hatte bereits eine sehr beträchtliche Anzahl mütterlicher Freudenthränen vergossen, als sie Beatrixens Hand mit ihrer Rechten und die Emanuels mit der Linken ergriff und, der Situation angemessen, folgende Rede halten zu müssen glaubte:

„Mein geliebter Sohn! — Du siehst hier in Beatrix nicht allein die Tochter einer befreundeten Familie, Du siehst in ihr meine eigene Tochter, meine Freundin, die mich gepflegt und gewartet mit kindlicher Zärtlichkeit — lerne ihre edlen Eigenschaften erst kennen, wie ich sie kenne, dann wirst Du sie nicht minder lieben müssen, wie ich sie liebe!" Dabei küßte sie Beatrix zärtlich.

Emanuel flüsterte ihr ins Ohr:

„Geliebte Mama, ich glaube schon eine Ahnung davon zu haben!"

Die Baronin schien sehr erstaunt, da reichte ihr der Erbdrost den Arm, um sie zu Tische zu führen —

Die beiden glücklichen, jungen Menschen waren zum ersten Male allein!

Die Sonne schien auf Beatrixens dunkles Haar und es schimmerte in blauschwarzem Glanze —

Emanuel hatte ihre Hand gefaßt und blickte sie strahlenden Auges an —

„Woran denkst Du Emanuel?" fragte sie mit niedergeschlagenen Augen —

„Ich dachte jenes Tages, wo ich jenseits der Alpen

im blendenden Sonnenschein, doch kaum so schön, so reizend wie jetzt eben, Dein liebes Antlitz zum ersten Male erblickte —"

„Jenseits der schönen Berge! fanden wir uns, Emanuel —!" hauchte sie erröthend —

„Nein, Beatrice, jenseits der Berge dämmerte uns nur erst das Glück — hier ging uns seine Sonne auf!"

Und Emanuel drückte den ersten Kuß auf die Stirne seiner Braut.

Der

Hostien-Bäcker von Kur-Mainz.

Die

[illegible]-Bücher und [illegible]

Pfingsten war's, im Jahre des Herrn 1621, die schöne, bräutliche Zeit, wo das junge Jahr sich schmückt, den Bräutigam, den Frühling zu empfangen. Die grünen Getreidefelder wogten im Sonnenschein, die jungen Baumzweige badeten sich im Aether und dunkelten das zarte Grün ihrer neuen Blätter im Lichtglanze des jungen Tages.

Die Vögelein tauchten ihre Schnäbel in den Thautropfen und putzten sich gar gefallsüchtig das Gefieder glatt, denn jetzt galt es, sich ein Nestchen zu bauen für die junge Vogelfrau und die zu erwartende kleine Familie, und es zwitscherte und lockte und flötete aus allen Gebüschen und von den Bäumen herab — und aus dem sammtgrünen Kornfelde stieg die Lerche trillernd in den blauen Himmel — stiller, heiliger Gottesfrieden allerwärts in der schaffenden Natur.

Doch anders war es bei den Menschen!

Dort herrschte schon seit Jahren kein Friede mehr und keine Ruhe; wie wilde Bestien fielen sie übereinander her und zerfleischten sich für ihre großen und

kleinen Herren, die sie immer wieder auf's Neue aneinander hetzten.

Ueber das ganze heilige römische Reich, kreuz und quer, zogen große und kleine Armeen — kaiserliche, fürstliche, erzbischöfliche, gräfliche, spitzbübische und so weiter, und Alle sengten und brennten, mordeten und stahlen um die Wette. — — — —

— — — — — — — — — — —

Der Himmel begann sich zu röthen im Osten, die leichten Nachtgewölke, die hoch oben im Aether schwebten, begannen an ihren Rändern zu glühen — wunderbarer Zauber goß sich aus über den Rhein, denn die Sonnenscheibe hob sich über die Taunusberge und vergoldete die Ringmauern, Thürme und Zinnen der alten erzbischöflichen Stadt Mainz mit ihrem Glanze.

Still und einsam war's am steinigen Rheinufer; die Stadt schlief noch und auch auf den wenigen Schiffen, die draußen ankerten, herrschte noch tiefe Ruhe — da öffnete sich kreischend in seinen Angeln das „eisern' Thürlein“ neben dem Eisern' Thurm, ein Kriegsknecht trat heraus, blinzelte mit den Augen vor dem hellen Sonnenlicht, dehnte und reckte sich verschlafen und schaute dann aufmerksam umher; denn drüben von Kastel her, schallte lautes Gelärm, Schreien und Rufen.

Man sah die Flügel des Kasteler Rheinthores

sich öffnen und mehrere Reiter heraussprengen; ihnen folgten Schiffleute, die eine Fähre los machten.

Drei Reiter ritten hinein, und die Schalde näherte sich mit Hülfe von Rudern und Stangen langsam dem diesseitigen Ufer.

Der Kriegsknecht hatte bereits in die offene Pforte gerufen, worauf noch mehrere Kameraden mit einem Vorgesetzten heraustraten, die dann alle schnellen Schrittes rheinabwärts eilten, der Stelle zu, wo die Fähre landen mußte.

Auch zwei Bürger wagten sich heraus und folgten neugierig, aber zaghaft, den Kriegsknechten. Der eine davon, eine hinkende, verwahrloste und verwilderte Figur, in ledernem Wamse und zerfetzten Pluderhosen sah aufmerksam nach dem Rheine auf das Schiff mit den drei bewaffneten Reitern, deren einer mit seiner langen Trompete ein Signal blies — worauf sich langsam das Schloßthor öffnete.

„Der Satan mag wissen, was diese Racker wieder für eine Unglücksbotschaft bringen,“ brummte der Verwahrloste zu seinem Gesellschafter, einem schmächtigen hungerleiderischen Männchen.

„Sie können ja auch etwas Gutes bringen, Nachbar“, wagte dieser zu erwiedern.

„'was Gutes?“ höhnte der Andere, „sagt einmal, Hutwalker, alter Schafskopf, habt Ihr denn Zeit

Eures Lebens nur ein einzigesmal 'was Gutes gehört? Heh?"

Der Kleine schwieg kopfschüttelnd.

„Ja," fuhr der Verwahrloste fort, und deutete mit dem Daumen der linken Hand nach der Martinsburg, „ja, da droben sitzen genug elende Schranzen, Schmarotzerbrut Ihrer Kurfürstlichen Gnaden, die wissen, was 'was Gutes ist! Die lassen Gott einen guten Mann sein und ziehen uns dabei das Fell über die Ohren — unser Theil ist Nothstand; wir müssen für Die da die Kastanien aus dem Feuer holen! . . . Wenn's doch nur der gnädige Herr wüßte!"

„Nachbar, Nachbar," flüsterte der Hutwalker, sich scheu umblickend, „Ihr schwätzt Euch um den Hals!"

„Pah", stieß der Verwahrloste verächtlich aus — „was läge mir daran! Nässer, wie naß, kann ich doch nicht werden; ob ich verhungere, oder am Halse aufgehängt werde, ist verdammt wenig Unterschied. Mein Handwerk geht nicht mehr — wer sollte auch heutzutage, wo sie das gottverfluchte Pulver erfunden haben, noch Armbruste brauchen? Da kommt höchstens hie und da einmal einer von der kreuzlahmen Bürgerschützengilde, dem ein Bügel an seiner Schieß' gebrochen oder ein Strang geplatzt ist. Davon kann ich nicht leben, in eine andere Zunft darf ich nicht — soll ich betteln geh'n? — pfui Teufel — oder steh-

len? nein — denn gestohlen habe ich genug in meinem Leben. Wahrlich! viel besser als stehlen war's nicht, da wir als Stückknechte uns den Bauern in's Quartier legten. Und was für Leuten? Armen, kleinen Leuten — die Großen lassen sich ja nichts nehmen, die nehmen selbst!"

„Um Gotteswillen, Nachbar, Ihr führt gar gotteslästerliche Reden, ich krieg' 'ne Gänshaut!"

„Hutwalker, Ihr seid ein Esel! Wenn's nicht gar so viele dumme Kerle auf der Welt gäbe, wie Ihr, dann sähe es anders aus hienieden — da würden „die da oben" aus einem anderen Loch pfeifen. Schwernoth! Beinahe sechs Tausend Jahre lang leben schon Menschen auf der Welt, möchte 'mal wissen, wie viele Tausend Jahre die Menschen noch weiter auf dieser Welt leben müssen, bis sie einmal aufhören, so dumm zu sein, ihre Haut für Andere zu Markt zu tragen!"

Der Hutwalker blickte scheu und fragend zu seinem Gefährten auf; der Sinn seiner Rede war ihm zu dunkel — er schien ihn nicht zu verstehen.

Sie waren unterdessen am Schloßthor angekommen. Dort waren kurfürstliche Officiere und Soldaten der Leibwache den gerade die Fähre verlassenden Reitern an's Ufer entgegen getreten.

„Was gibt's Wichtiges?" fragte ein höherer kai-

serlicher Officier den ersten der Reiter, der, wie die anderen staubbedeckt war und erschöpft zu Pferde saß.

„Böse Kunde, Herr Oberst, der Braunschweiger ist im oberen Erzstift eingefallen, sengt und brennt; er steht nur noch zwei Stunden von Höchst und Oberursel — Eschborn hat er gestern ausgeplündert, abgebrannt und Alle, die nicht geflohen, ermordet.“

„Mord Element, der Hund kommt schnell; die Niederländer, die uns zu Hülfe kommen sollen, sind kaum über Köln hinaus!“ rief der Oberst, der vom Kaiser dem Kurfürsten als Kriegsrath beigegebene Kommandant der kurfürstlichen Truppen.

„Noch nicht Alles, Herr Oberst,“ fuhr der Lieutenant fort, der inzwischen vom Pferde gestiegen, seinem Vorgesetzten langsamen Schrittes nach der Martinsburg folgte, „der andere Hund, der Mansfeld, ist auch los und zieht sich von der oberen Pfalz herab, ebenfalls nach unserer Maingegend — man sagt von Tilly gedrängt.“

„Von Tilly?“ fragte der Oberst rasch. Der Officier bejahte.

„Alle Wetter, der könnte helfen! auf die versprochene Hülfe der Bischöfe von Würzburg, Bamberg und Fulda — ist doch mit Sicherheit nicht zu rechnen — diese hölzernen Krummstabsoldaten —“ bei diesen Worten sah sich der Oberst verlegen um

und schlug sich auf den Mund — „rücken gar langsam in's Feld — die können nur laufen, wenn's dem eigenen Lande gilt, und da laufen sie meistens fort!"

Der Lieutenant lachte still vergnügt in sich hinein, erwiederte aber keine Silbe, sondern verschwand mit dem Oberst in der Martinsburg.

Inzwischen waren noch mehrere Bürger durch das eisern Thürlein getreten und kamen rheinabwärts nach der Landungsstelle, um auch ihren Theil von den Neuigkeiten zu vernehmen.

Der Hutwalker und der alte Stückknecht, saßen auf der Balkenbrüstung der Ufermauer; der Erstere zitterte am ganzen Leib vor Schrecken, denn kein Wort der Unterredung der beiden Officiere war ihnen entgangen —

„Um Alles in der Welt, Nachbar, wer ist dann jetzt das wieder, der Mansfelder, ist das ein regierender Herr?" fragte er furchtsam.

„Was?" brummte der Andere, mit den Beinen schlenkernd, „regierender Herr? Ein Schuft ist er, ein Abenteuerer, der aus den abgedankten Truppen der Union, ehe sie auseinanderliefen, sich ein Heer zusammen geworben und jetzt als Freibeuter-Hauptmann und Mordbrenner im Großen auf seine eigene Faust in der Welt herumzieht — und der Andere, der Christian von Braunschweig, ist gerade ein solcher Dieb und Mordbrenner, wie dieser —"

„Halt,“ fiel der Kleine ihm in's Wort, „das ist doch einer von den Herren, die für ihre heilige Religion, für ihre Ueberzeugung kämpfen —“

Ein Blick unendlicher Verachtung traf den Hutwalker aus den kleinen schlauen Augen seines Kameraden, als er, ihm auf die Schulder schlagend, ausrief:

„Bei allen sieben Todsünden, Hutwalker, Ihr seid dummer, als eigentlich erlaubt ist — die Kerle kämpfen für ihre heilige Religion? — für ihre Ueberzeugung? Ha — hah! — Die haben so viel Religion und Ueberzeugung, wie ich! — die grapsen Alle nach dem schmalztriefenden Kirchengut und Jeder sucht davon zu rampschen, so viel er kann — und die Anderen wollen sich's nicht nehmen lassen — das ist die ganze Ueberzeugung und dafür schlagen sich die Menschen einander todt nun schon beinahe Hundert Jahre!“

„Daß Gott erbarm',“ seufzte der Kleine, „das ist ja eine wilde, eine schreckliche Zeit — wann wird dann einmal Friede werden auf Erden!“

„So lange noch zwei Menschen darauf leben, nicht!“ höhnte der Stückknecht. —

Dann begaben sich Beide durch das bereits geöffnete Schloßthor in die innere Stadt.

Dort hatte sich inzwischen schnell das Gerücht des Ueberfalles im Amte Höchst verbreitet — in allen Straßen standen die Einwohner vor ihren Häusern mit

geängstigten und neugierigen Gesichtern — Reiter sprengten hin und her, es trommelte und blies in allen Kasernen; denn heute noch sollte ein Regiment abmarschiren, zur Deckung der Mainzer Straße.

Im Laufe des Morgens war auch die Nachricht eingetroffen, daß der erste Transport der aus den Niederlanden erwarteten Hilfstruppen Bingen passiren werde, um gegen Abend in Mainz einzutreffen. Da mußte Quartier gemacht werden bei den Bürgern, und Aller Hände regten sich geschäftig.

Draußen, am Rhein, hatte man alle leeren Schiffe requirirt, um Reiter, Kanonen und Soldaten auf die Kasteler Seite zu transportiren, und als die Nacht herabsank, befanden sich dreitausend Mann mit den nöthigen Stücken und Reitern auf dem Marsche gen Höchst.

Auf der letzten langen Kanone saß der hinkende Stückknecht; er sah aber nicht mehr verwahrlost aus, sondern ein neuer Lederwams und schöne rothe Pluderhosen aus der kurfürstlichen Kammer schmückten seinen hageren Leib.

„Hieram," rief ihm der Kasteler Thorwärter zu, als das lange „Stück," von sechs Pferden gezogen, die Zugbrücke passirte — „Hieram, na, wohin zieht Ihr dann?"

„Fort, hinaus — hab' lange genug gehungert, will wieder 'mal Pulver riechen!" dabei zupfte er an

seinem langen Bart, pfiff sich ein Reiterstücklein und sah gar fidel in die Welt hinaus.

Die Niederländer — nur so genannt, denn sie bestanden zumeist aus deutschen Reichstruppen — lagen bereits einquartirt bei den Bürgern — und aus allen Weinkneipen drang der Lärm der Zechenden, bis der Zapfen gestrichen wurde und endlich Ruhe herabsank auf die alte Rheinstadt.

Nur am Rheinufer, droben in den Weinbergen des Jakobsberges und um die Windmühle herum, von welchen Plätzen man einen freien Blick über den Rhein genoß, standen einzelne Gruppen von Bürgern und Bürgerinnen und blickten angstvoll südöstlich den Main hinauf, denn dort begann der Himmel sich zu röthen weithin in der Richtung von Höchst und Oberursel. —

An einem kleinen Häuschen, in der „güldenen Luft“ stand auch eine ältliche Frauensperson, schützte ihre Augen vor dem hellen Licht des Mondes und blickte ebenfalls hinüber nach dem unheimlich gerötheten Nachthimmel.

Es war gar ein altes, sonderbares Häuschen das, gegenüber dem „Güldenen Born“, hinter der alten Linde, die es im Sommer überschattete, seine Blüthenkölbchen auf sein Ziegeldach streute, und es in eine so reiche Wolke von Wohlgeruch hüllte, daß sie noch weithin die Nachbarschaft überfluthete — und dennoch stand das Häuschen, will sagen, seine Bewohner in keinem guten Geruche in der Nachbarschaft — nicht etwa deßhalb, weil man ihnen Uebles oder gar Schlechtes hätte nachsagen können — nein, im Gegentheil, stille, ruhige Menschen, fromm und fleißig, freundlich und mildthätig, wohnten da, aber abgeschlossen und für sich lebend, sich um keine Menschenseele bekümmernd, es sei dann, sie wäre in Noth gewesen.

Die alte Magd, die an den „gülden Born“ kam,

Wasser zu holen, war taub, oder stellte sich nur so und sie konnte sich aus diesem Grunde nur wenig an dem freundschaftlich-nachbarlichen Geklatsch und Getratsch betheiligen, welches das Brunnenständchen für das weibliche Geschlecht zu einem so angenehmen macht — sie schien auch wenig Lust dazu zu haben, denn sie war, wie ihre Herrschaft — eine Fremde; Fremde zwar, die schon seit fünfzehn Jahren das Häuschen bewohnten — aber trotzdem Fremde und das konnten ihnen die Mainzer Kleinbürger und Zunftgenossen nicht verzeihen.

Die alte Frauensperson zog sich, als in der Nähe Schritte ertönten, in das Innere des Häuschens zurück.

Sie betrat einen nur spärlich erleuchteten großen Raum, der das ganze Erdgeschoß einnahm.

Zwei Personen waren daselbst eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt.

Ein alter Mann mit grauem struppigem Bart und weißem, kurzlockigem Haare saß vor einem breiten Feuerherde mit großem Rauchfange und hantiren mit schweren, platten Eisen, die an Ketten von der Decke hingen – übergoß sie mit einer Art Teig, schob sie über das Feuer und nach einigen Sekunden wieder zurück — worauf er ihnen einige Stücke eines ganz leichten, großen, runden Gebäckes entnahm — die er, nach rückwärts, einem schlanken jungen Mäd-

chen reichte, das die einzelnen Stücke beim Scheine einer eisernen Oellampe schön rund schnitt.

Das kleine Flämmchen warf ein warmes Licht auf ein edles, feingeschnittenes Gesicht. Um den wohlgeformten Kopf, der, gleich einer Blumenknospe auf einem schlanken Halse sich wiegte, schlangen sich dicke Flechten von jenem zarten Aschblond, dessen sich nur die höchstveredelste Menschenraçe zu erfreuen hat. Die Bewegungen der hohen Jungfrauengestalt waren anmuthig und harmonisch.

Manchmal neigte sie sich ein wenig nach der Thür mit dem Ausdrucke des Lauschens in ihrer Miene, doch immer wieder verfiel sie in ihre nachdenkliche Stellung zurück.

Endlich schien das Mädchen zu ermüden — es schlug die Augen auf, Augen von bestrickendem Reize!

Waren sie blau? waren sie grau oder schwarz?

Nein! Es leuchtete aus ihnen jener Zauberglanz, der nur den schönsten Tiefen edler Jungfrauenseelen entstrahlt.

Da schlürfte ein Schritt auf der Schwelle und die alte Magd trat in den Raum; das junge Mädchen schien erleichtert aufzuathmen; ein fragender Blick traf die Alte.

Diese schüttelte, ungesehen von dem alten Mann, den Kopf — traurig senkten sich des Mädchens schöne

Augen wieder auf die Arbeit, ein tiefer Seufzer schwellte die jugendliche Brust.

Der alte Mann erhob den Kopf und blickte ebenfalls die Alte fragend und scharf an:

„Nun, Röſ'?" fragte er mit einem mächtigen Organe —

„Stand die ganze Zeit am Thore von Altenmünster", erzählte die Gefragte mürrisch, „so lange noch ein Mann kaiserlicher Knechte vorüberritt."

„Und Rolf?"

„Hab' ihn mit keinem Auge gesehen — hätt' ihn erkannt, und wären's ihrer Hunderttausend gewesen —"

Der Alte schüttelte den Kopf, und sagte mürrisch:

„Wäre er mitgekommen, dann würde er längst hier gewesen sein!"

„Und doch muß er in der Stadt sein," erwiederte die Alte, „ich fragte gewiß ihrer Zehn, wo der Rolf von Mainz wäre, und die sagten alle, er wäre längst daheim bei der Suppenschüssel."

Der Alte lachte:

„So, das haben Euch Zehne gesagt?"

„Mindestens!"

„Ja, dann müßte es eigentlich wahr sein — doch genug," fuhr der Alte fort, als sei ihm der Gegenstand des Gespräches nicht der Angenehmste, — „dort diese

großen Schachteln mit Mandaten[1]) müssen Morgen früh', vor fünf Uhr, auf den Jakobsberg, und jene kleineren mit Hostien in's Agnesenkloster gebracht werden, versäumt's nicht!"

„Schon gut," brummte Röſ', „ich hab' Euch noch nichts versäumt — — —"

Da ertönten von der Straße her die Klänge eines Saiteninstrumentes und eine kräftige Männerstimme sang ein Liebeslied in der steifen, gezierten Version des Mittelalters.

Der alte Mann fuhr auf aus seiner gebeugten Stellung, seine Faust ballte sich —

„Gottes Tod!" fluchte er „schon wieder der girrende Tauber! das muß ein Ende nehmen, ich schlage ihm alle Knochen im Leibe zusammen," dabei griff er nach einer der schweren Formen, mit welchen er noch vor Kurzem beschäftigt war und wollte nach der Thüre eilen.

Das junge Mädchen, welches, seit den Worten der alten Röſ' in Trübsinn versunken, vor sich hingestarrt hatte, war bei den Klängen des Gesanges

1) „Mandaten" waren eine Art süßen Gebäckes von versüßtem und gewürztem Hostienteig mit dareingepreßten Darstellungen der heiligen Geschichte; sie wurden in früheren Zeiten am ersten Pfingsttag, in den katholischen Kirchen den Kindern geschenkt. — Die bildlichen Darstellungen auf den Mandatenformen waren mitunter von künstlerischem Werthe und sie sind jetzt für alterthümliche Museen sehr gesuchte Artikel. —

gleichfalls in die Höhe gefahren — auf ihrem schönen Gesichte malte sich, wenn nicht Widerwille, doch eine tiefe Verstimmung.

Sie fiel dem Alten in die Arme und hielt ihn zurück.

„Halt, Vater, gerathe nicht in Deinen wüsten Zorn, in dem Du manchesmal schon gethan, was nachher Dich gereut — —!"

„So? Agnes, Du sprichst, glaub' ich gar, für jenen Schleicher, mit dem Du heimlich buhlst — —"

Agnese fuhr auf — in ihrem Gesichte malte sich Stolz und Verachtung; festen Blickes schaute sie dem alten Manne in die Augen und rief:

„Ihr wiss't nicht, was Ihr sprecht in Eurem Zorn, Hostienbäcker — Ihr habt kein Recht, mich zu beleidigen! Ihr wiss't sehr gut selbst, daß ich den Veit nie und nimmer, weder durch Blick, noch durch Wort ermuthigt oder an mich zu ziehen versucht habe — und wenn er mir folgt aus der Kirche und mich anspricht, wo er Gelegenheit findet, so ist das nicht meine Schuld — ich kann nicht dafür, ich hab' ihn oft gebeten, mich in Ruhe zu lassen — — —"

Der Alte beugte seine hohe mächtige Gestalt vor den hastigen, erregten Worten des jungen Mädchens, seine Hand ließ die Waffe sinken; mit einer gewissen Ehrerbietung ergriff er Agnesen's Hand und sprach:

„Vergieb mir, Kind — der Zorn riß mich hin,

ich weiß, daß es ist, wie Du sagst — aber darum eben gebührt ihm Züchtigung, dem Fant!"

„Nein, Vater, greift nicht zu gewaltsamen Schritten, wo das Wort genügt — weiset ihn ab, und versichert ihm, daß ich sein Weib nicht werden kann!" — und leise fügte sie bei — „nicht werden will!"

Plötzlich verstummte mit grellem Mißklang der Ton des Saitenspieles —

Flüche und Worte des Streites wurden vernehmbar — gleich darauf Waffengeklirr, dann ein Schrei, dem ein gotteslästerlicher Fluch folgte, ein zweiter Schrei, gellend, wie ihn nur die Todesangst ausstößt, hierauf war Alles still —

Nur die schweren Schritte eines Fliehenden verhallten in der Ferne.

Entsetzt lauschten Agnese und Rös' dem Lärm und Getöse, das so schnell begonnen, und zu Ende war, bevor der Alte Zeit fand, zu Hülfe zu eilen; ehe er sich erhoben und eine Waffe ergriffen, war bereits die unheimliche Stille eingetreten.

Festen Schrittes eilte er zur Thüre und öffnete sie weit — der Mond schien herein und erleuchtete die Flur mit einem Lichtbilde des Thürbogens.

Balsamische Frühlingsluft, vermischt mit dem süßen Duft der Lindenblüthe, drang in das räucherige Zimmer.

Der Hostienbäcker trat vor die Thüre, der Schatten

der großen Linde lag schwarz auf dem mondbeglänzten Boden, das Rauschen des dünnen Wasserstrahles vom Goldenbrünnchen und das Schluchzen einer Nachtigall aus der Ferne waren die einzigen Töne, welche die nächtliche Stille unterbrachen —

Da drang ein leises Stöhnen und Röcheln an des Alten Ohr, er eilte in den Schatten der Linde —

„Bringt Licht," rief er plötzlich, „hier liegt ein Schwerverwundeter!"

Rös' steckte einen Kienspahn in die brennenden Holzkohlen, der hell aufloderte und, ihn hochhaltend, eilte sie dem Hostienbäcker nach —

Todtenbleich und bebend folgte Agnese.

Unter der Linde lag, lang ausgestreckt, ein junger Mann.

Bereits hatte der Tod seinen Schatten auf das marmorbleiche Gesicht geworfen.

Der Alte kniete nieder und stützte den Kopf des Verwundeten —

„Veit ist's!" rief er aus, „welche verruchte Hand hat ihn getroffen?"

Der Verwundete schlug die Augen auf — vor wenigen Minuten noch mochten sie feurig geglüht haben — jetzt waren sie matt und gebrochen.

„Wasser, um Gotteswillen, Wasser!" flüsterte der Sterbende.

Rös' eilte und brachte einen Becher, den Agnese

dem Sterbenden an die Lippen hielt — er trank gierig — seine Augen hafteten auf dem Gesicht des jungen Mädchens, sie begannen noch einmal aufzuleuchten — das letzte Aufflackern der Flamme!

„Ihr seid es, Agnese," flüsterten die bleichen Lippen — „Dank, Dank, wie hatt' ich Euch so lieb! Jetzt sterb' ich doch bei Euch!"

Auf Agnesen's Zügen malte sich inniges Mitleid — Thränen fielen auf des Sterbenden Stirne, als sie, ihn stützend, seinen Kopf in ihren Arm nahm und gegen ihre Brust lehnte —

Er fühlte die heißen Tropfen und ein glückseliges Lächeln verklärte seine Züge.

„Wer schlug Euch, Veit," fragte der Alte, „sprecht schnell, wenn Ihr könnt, und ich schwör' Euch, der Schurke soll seinem Schicksal nicht entgehen und sollte ich mit eigener Hand ihn würgen müssen!"

„Ich kannt' ihn nicht — er kam von hinten und stach mich mit seiner langen Klinge zwischen die Schultern, ich fühlte das kalte Eisen im Rücken" —

Der Verwundete rang nach Luft —

„Und Ihr, was thatet Ihr?"

„Ich zog vom Leder und hieb nach ihm — doch war ich nicht mehr sicher — ich traf nur seine Hand; da nahm er seine Klinge in die Linke und stach sie mir, als ich bereits am Boden lag, in die Brust!"

„Vermaledeiter Meuchelmörder," stieß der Alte

hervor — war's denn ein Edler oder ein Bürger — besinnt Euch, Veit?"

„Ein Kriegsknecht war's, das sah ich am Federhut und Brustpanzer und zwar kein Gemeiner, er trug die seidene Schärpe" — flüsterte der Sterbende mit immer schwächer werdender Stimme.

Agnese wischte ihm den Todesschweiß von der Stirne — er ergriff ihre Hand und küßte sie.

„O, mein Gott!" seufzte er, sein Kopf neigte sich zur Seite und die brechenden Augen auf Agnesens Gesicht geheftet, hauchte er seinen letzten Seufzer aus.

„Lauft Rös'," rief der Alte, „lauft, klopft seinen Meister heraus und sagt ihm, was hier vorgegangen — er soll zur Wache laufen, die Bahre bringen — er soll auch zum Stadthauptmann eilen und Anzeige machen!"

Rös' hatte inzwischen einen anderen Kienspahn herbeigeholt, den sie Agnese in die zitternden Hände gab.

Der Alte bettete den Kopf des Todten auf einen Stein, Agnese leuchtete, da stieß sie einen kurzen Schreckensschrei aus — ihre Augen hafteten mit starrem Entsetzen an einem Gegenstande am Boden.

Der Hostienbäcker folgte ihrem Blicke und ergriff den Finger einer Hand.

Noch glänzte ein Ring an ihm!

„Das kann auf eine Spur führen," rief zufrie-

den der Alte, „Finger mit solchen Ringen findet man nicht alle Tage auf den Gassen!“

Er trat, von der zitternden Agnese gefolgt, in’s Haus. Dort zog er bei’m Scheine der Lampe das Kleinod von dem Fingerstumpf, reinigte es von dem daran haftenden Blute und betrachtete es neugierig.

Plötzlich schüttelte er den Kopf, nahm ein Augenglas zur Hand und untersuchte es genauer —

„Diesen Ring hab’ ich früher schon gesehen!“ sprach er finster und reichte ihn Agnesen —

Kaum hatte diese einen Blick darauf geworfen, als sie einen entsetzlichen Schrei ausstieß und lautlos ohne Besinnung zu Boden sank.

Der Hostienbäcker trug mit starker Hand die Leblose auf eine Bank — besprengte sie mit Wasser, rieb ihr die Schläfe mit starkem Carmelitergeist — bis sie die Augen aufschlug —

Verwirrt blickte sie um sich her — da besann sie sich —

„Vater,“ schrie sie, „hab’ ich das Entsetzliche nur geträumt? Der Ring —“ dabei ging ihre Stimme in ein Geflüster über, „der Ring — wo ist der Ring?“

Der Hostienbäcker reichte ihr denselben —

Sie sprang auf und rang entsetzt die Hände, ihr Busen wogte stürmisch — keuchend entrang sich ihm der Athem —

„Barmherziger Gott! es ist mein Ring!“ und laut weinend sank sie in die Kniee —

Der Alte fuhr auf — sein Blick verfinsterte sich —

„Wem gabst Du den Ring — oder, wer stahl ihn?“ rief er finster.

Wie irrsinnig blickte Agnese umher — ihr Gesicht war marmorbleich geworden, ihre Züge verzerrten sich —

„Rede!“ schrie der Alte!

Sie legte voll Entsetzen den Finger auf die Lippen —

„Um der heiligen Mutter willen, schweigt!“ flüsterte sie mit fremdartiger, rauher Stimme — „Godefried — Vater! verhärtet Euer Herz — bevor Ihr das Entsetzliche vernehmet — jener Finger dort — ist Eures Fleisches und Blutes — den Ring — den schenkte ich Eurem Sohne — ich selbst steckte ihn an jenen — an Rolf's Finger!“ sie sank zusammen, verbarg ihr Gesicht in beiden Händen und weinte krampfhaft.

Der alte Mann war sprachlos vor Schrecken; er stand eine Weile starr, wie aus Marmor gemeiselt, dann kam wieder Leben in die Bildsäule — mit einem schauderhaften Fluche löste sich seine Zunge —

Er verfluchte sein Kind — seinen Sohn, als Meuchelmörder —!

Doch kaum waren die schrecklichen Worte seinen

Lippen entflohen — da löste sich auch der Bann, der Agnese befangen hielt; sie erhob sich von den Knieen, schlang ihre Arme um den Hals des alten Mannes und sprach erregt, aber leise:

„Vater, übereilt Euch nicht — muß denn gerade er der Mörder sein?"

„Ist das nicht Beweis genug," rief der Hostienbäcker — auf den blutenden Finger und den Ring deutend — „wollte Gott, es herrschte noch ein Zweifel — aber, Gott sei mein Zeuge, mich trifft keine Schuld — ich habe ihn aus meinem Hause entfernt, um der verdammten Liebelei zwischen Euch ein Ende zu machen — doch, kaum wieder im Lande — bringt ihn die Eifersucht zum gemeinsten aller Verbrechen, zum Meuchelmorde!"

„Nein, Vater, nein! Und wenn Alles gegen ihn zeugt — ich — ich glaube doch nicht daran —"

„Aber ich," unterbrach sie der Alte, „der Sohn, der gegen des Vaters Wille sich erkühnt, sein Auge zu der Tochter seines Herrn zu erheben, die ihm heilig sein soll — ein Knecht nach einer Tochter des edelsten der Geschlechter —"

„Des edelsten der Geschlechter —," lachte das junge Mädchen wild und rauh, und ein höhnischer und verächtlicher Zug entstellte das schöne Gesicht, „ein Geschlecht so edel, daß sein letzter Sprößling nicht wagen darf, seinen Namen, den Namen dieses Ge-

schlechtes — zu nennen, ohne befürchten zu müssen, gestäupt und des Landes verwiesen zu werden — so edel — o, es ist entsetzlich! — so edel, daß ich, sein letzter Sproß, glücklich sein, daß ich es mir zur Ehre rechnen muß, wenn der, den Ihr Knecht nennt, sich herabläßt, mir sein Herz zu schenken, die Geächtete zu seinem Weibe und dadurch wieder ehrlich zu machen!"

„Rase nicht gegen Dich selbst in Deiner Verbitterung — auf Dir haftet kein Makel und auf Deines Vaters Andenken ebensowenig — wenn der Kaiser in seinem Zorne und aufgestachelt durch Deines Vaters Feinde und deren Verleumdung ihn auch geächtet — so trifft das doch kein unschuld'ges Kind —"

„Es hieß damals: ‚sammt seines Fleisches und Blutes!' Habt Ihr mich nicht heimlich fortgeschafft? Darf ich den Namen meines Geschlechtes führen? So sagt doch?"

„Mag es so sein — des Abtes Wort wird die Acht von Eurem Namen lösen —"

Bei diesen Worten erhob sich draußen vor der Thüre ein Getümmel; Rufen und Flüche ließen sich vernehmen.

Der Hostienbäcker ergriff einen Kienspahn und trat hinaus.

Viel Volk's war inzwischen hier versammelt; da Krieg im Land hauste, waren Nachtwachen in den

Zunftstuben angeordnet, und dem Rufen der Röſ' folgten alsbald die Kupferschmiede und besonders die Bäcker, als sie hörten, daß Einer der ihrigen bei des Hostienbäckers Haus, um dessen Tochter willen, erschlagen läge.

Der wachhabende kurfürstliche Officier mit einer Schaar Soldaten war gleichfalls erschienen und nahm den Hostienbäcker in's Verhör.

Dieser sagte mit wenigen Worten aus, was er gehört und was er von den Lippen des Sterbenden vernommen.

Mit eiserner Stirne beantwortete er die kurzen Fragen des Officiers; keine Miene zuckte in dem ehernen Gesichte des Hostienbäckers und verrieth den Sturm, der in seinem Innern tobte, oder das, was er verschwieg.

Man machte wenig Federlesens um einen todten Mann zur damaligen Zeit —

Die Soldaten luden die Leiche des jungen Kupferschmiedes auf eine Bahre und zogen ab.

Die Bürger dagegen blieben und rotteten sich zusammen.

Die Bäcker begannen zu schimpfen auf den Fremden, auf den Eindringling, der, ein Hergelaufener, kein Zunftgenosse und ohne Zunftberechtigung sein Handwerk ausübte.

Die Kupferschmiede stießen Drohungen aus, weil

einer der ihrigen aus Liebe zu „des Hostienbäckers hochnäsiger Tochter“ sein junges Leben lassen mußte.

Einzelne Rufe: „Steckt ihm sein Haus über dem Kopf an!“ „Schlagt ihn todt, sammt seiner Brut!“ drangen aus der Menge.

Die alte Rös’, eine würdige Tochter ihres Geschlechtes, hatte inzwischen, hinter dem Goldenbrunnen verborgen, neugierig zugeschaut, um ja kein Wort, keinen der Vorgänge zu verlieren; bei der drohenden Haltung des Haufens aber und den ausgestoßenen Drohungen entfernte sie sich eilig in der Richtung nach dem Jakobsberger Kloster.

Die Handwerker hatten sich inzwischen mehr und mehr in die Wuth geredet; sie begannen zur That zu schreiten.

In jener wild-bewegten Zeit waren Ausschreitungen aller Art an der Tagesordnung, und wenn auch die Thäter hin und wieder zur Verantwortung gezogen wurden und an Galgen und Rad ihr Vergehen büßen mußten, so kam das heiße Blut doch immer wieder zum Ausbruch.

Wo kommen die Waffen her, bei Volksaufständen?

Eben noch sind die Haufen unbewaffnet, doch wenige Minuten genügen, um Mordinstrumente zur Genüge ihnen in die Hände zu liefern.

So auch hier. Aexte, Keulen und Schwerter donnerten gegen des Hostienbäckers Thür.

Doch dieser war inzwischen nicht müßig gewesen — bei den ersten Schlägen öffnete sich plötzlich die Thüre —

Die Menge prallte zurück.

Unter ihrem Rahmen erschien die Riesengestalt Godefried's.

Eine schwere eiserne Sturmhaube schützte sein Haupt, ein Panzer seine Brust — als Waffe trug er eine lange eiserne Stange, deren Ende, weißglühend, Funken sprühte.

„Was wollt Ihr, Ihr Räuber, denn Anderes seid Ihr nicht! Macht Euch fort, oder die Ersten, die herankommen, schlage ich nieder, wie Hunde!"

Er trat vor die Thüre und schwang das glühende Eisen um den Kopf —

Die Menge wich zurück in weiten Bogen.

Die, die am Weitesten hinten standen, riefen muthig, „schlagt ihn doch nieder, den Fremden, stecht ihn todt! Verbrennt sein Haus, sammt seiner Hexe von Tochter!"

Schon hatte ein schwerer Stein, aus dem Haufen geschleudert, die Sturmhaube des Hostienbäckers getroffen, schon hatte dieser einem feisten Bäcker mit seinem glühenden Eisen über Stirn und Wangen gefahren, daß es aufzischte und der Getroffene brüllend

zurückfuhr — da verbreitete sich plötzlich eine große Helle, bewaffnete Fakelträger drängten sich durch die Menge, ihnen folgten drei Benediktinermönche.

Der mittlere von den drei Priestern, eine hohe, mächtige Gestalt mit lang herabwallendem Barte trug den Stab und das Kreuz des Abtes —

Die Handwerker fuhren bestürzt auseinander.

„Zurück, Ihr da" — donnerte die gewaltige Stimme des Abtes, „was wollt Ihr und warum brecht Ihr den Landfrieden hier auf dem Grund und Boden, der dem Jakobsberge zu eigen?"

Mehr und mehr erweiterte sich der Kreis der rüden Gesellen, und nur ein feiges Geknurre war noch vernehmbar —

Einige der Hintersten wollten sich davon schleichen, doch mit Hellebarden wurden sie von den bewaffneten Klosterknechten auf den Haufen zurückgetrieben.

„Redet, Ihr feigen Mörder!" rief der Abt mit erhöhter Stimme, „warum trachtet Ihr dem Godefried nach dem Leben?"

Der gebrannte Bäcker schrie nun seinerseits:

„Der Hostienbäcker bäckt ohne Gerechtsame, er ist nicht zünftig, er nimmt uns das Brod!"

„Ihr seid ein Dummkopf, ein Schurke," erwiederte der Abt, „das Kloster besitzt die Gerechtsame, in seinen Mauern seine eigenen Handwerker zu halten und dieses

Haus gehört zum Klostergut! Wollt Ihr Euch am Kirchengut vergreifen?"

Die Menge rührte sich nicht.

„Und," fuhr der Abt fort, „habt Ihr Euch nicht selbst zuzuschreiben, daß man Euch das Backen der Hostien entzogen — hat man Euch nicht Eueren Schmutz nachgewiesen, Euer gefälschtes Mehl, welches Ihr zu dem heiligen Brode zu verwenden gewagt habt? — Geht! ich will diesesmal noch durch die Finger sehen — doch krümmt Ihr diesem Manne nur ein Haar — dann wehe Euch!"

Da riefen Einzelne, die im Schatten der Linden standen:

„Seine Tochter ist eine Hexe, sie hat es dem Kupferschmied angethan — der soeben todt hier fortgetragen wurde!"

Der Abt fuhr auf, die Adern seiner Stirn schwollen an vor Zorn.

„O, Ihr Thoren! ist es Dummheit, ist es Schlechtigkeit, die Euch zu diesem Wahnsinn fortreißt? — Hütet Euch, daß diese Anklage nicht auf Euch selbst zurückfalle! Ihr, Zunftmeister Möbs, und Ihr, Bäcker Mohr, habt Ihr nicht in der Sanct Martins-Nacht Blei gegossen, um die Geisterstunde? Habt Ihr nicht einen Geisfuß hängen in Eurer Werkstatt? Wenn ich Euch nun der Zauberei anklagte!?"

Der Abt war ein kluger Mann; die Anklage der

Hexerei und des Zauber's war zur damaligen Zeit eine so verhängnißvolle, von so entsetzlichen Folgen begleitete, daß dieses Umkehren des Spießes seinerseits wie ein kaltes Sturzbad auf die Menge wirkte.

Scheu und hastig stoben die Handwerker auseinander und nach wenigen Minuten war der Platz geleert; nur noch der Abt mit seinem Geleite waren zurückgeblieben.

Er trat, allein, in des Hostienbäckers Haus. Dieser saß auf einer Bank und Agnese wusch ihm das Blut vom Gesicht, das sich aus einer Kopfwunde ergoß —

Beim Erscheinen des Benediktiners verklärten sich ihre schönen Züge — er war Godefried's Beschützer um ihretwillen!

Sie empfing knieend seinen Segen.

Sobald der Abt sah, daß der Hostienbäcker verwundet war, rief er zur Thüre hinaus.

Einer der Mönche trat ein und verband mit kundiger Hand die Wunde Godefried's.

Mittlerweile hatte Agnese dem Abte die Vorfälle der Nacht berichtet, ohne jedoch des Ringes und ihres Verdachtes Erwähnung zu thun.

„O, Hochwürd'ger Herr!" schloß sie weinend und zitternd, „wann werdet Ihr mir einmal Aufschluß geben, über mich, meine Vergangenheit und Zukunft?"

„Dieser soll Dir werden und zwar zur Stunde,"

erwiederte der Abt und setzte sich in einen hölzernen Sessel mit hoher Rücklehne.

Agnese kniete ihm zu Seite, stützte den Kopf auf ihren Arm und lauschte gespannt den Worten des Priesters, der fortfuhr:

„Vor zwölf Jahren, man schrieb 1609, reiste Kaiser Rudolf mit einem kleinen Gefolge von Augsburg gen Wien; unter Weg's, bei Landshut, als schon der Abend dämmerte, brachen Bewaffnete mit geschwärzten Gesichtern aus einem Gehölze und überfielen den Kaiser. Offenbar trachteten sie ihm nach dem Leben.

„Ich selbst befand mich, dem Kaiser nahestehend, bei dem Gefolge. Ich trug damals dieses Kleid noch nicht, die Eitelkeit der Welt hielt mich noch befangen. Das Geleite des Kaisers bestand aus tapferen Haudegen; wir warfen uns zwischen die Mörder und den Kaiser, so daß dieser, mit guten Pferden versehen, zu fliehen im Stande war und die Thore von Landshut erreichte —

„Als die Mörder gewahrten, daß ihnen ihr Opfer entwichen, zogen sie sich fechtend zurück, schleppten ihre Verwundeten mit sich und ließen nur wenige Todte auf dem Platze. Von den Leichen ward keine erkannt; es waren fremde Knechte und Söldner.

In Landshut angekommen, nahm uns Kaiser Rudolf in's Verhör, allein wir wußten nicht mehr, wie

er selbst. Rudolf hatte in Landshut eine Zusammenkunft mit Abgesandten seines Bruders, Mathias, der eine scheinbare Versöhnung mit dem Kaiser anstrebte. In Folge dessen hatte sich eine Anzahl Reichsbeamte und edler Herren in Landshut versammelt. Der Mordanfall auf den Kaiser verursachte selbstverständlich große Aufregung und gab Veranlassung zu den verschiedenartigsten Muthmaßungen. Im Stillen glaubten die Meisten, Mathias habe seinen Bruder meuchlings ermorden lassen wollen.

„Da meldete sich Klaus von Ravensberg beim Kaiser und hatte eine lange Unterredung mit ihm — der Kaiser ließ noch zwei Andere, einen Wienold von Cleve und Werner von Hennegau, zu sich bescheiden. Tag's darauf ward unter dem üblichen Ceremoniell die Reichsacht über Eberhard von Hernstein ausgesprochen und er für vogelfrei erklärt, „wegen Landesverrath und Majestätsverbrechen" und Jedem eine hohe Belohnung zugesprochen, der ihn todt oder lebendig ausliefere!"

Agnese nickte bejahend mit dem Haupte, „er war mein Vater!" —

„Und mein Freund, Kampfgenosse und Lebensretter in mehr, wie in einem Falle!" fuhr der Abt fort. „Ich wußte, daß Dein Vater ohne jede Schuld; doch bei Rudolph's zornmüthigem Temperamente wären alle Fürsprachen vergeblich gewesen. Ich machte

mich auf und zog Deinem Vater schnellstens entgegen.

Er befand sich auf dem Wege nach dem Hoflager. In Memmingen trafen wir zusammen — ich war der Unglücksbotschaft vorausgeeilt. Wir machten alles Werthvolle zu Geld, und er ritt noch in derselben Nacht, nur von Godefried begleitet, gen Innsbruck. Mit überströmenden Augen empfahl er sein einziges Kind meinem Schutze. Ich schwor ihm, es zu wahren wie mein eigenes Blut —"

Agnese blickte dankbar zu ihm auf und unterbrach ihn:

„Und daß Ihr diesen Schwur getreulich hieltet, deß bin ich Zeuge, Hochwürd'ger Herr!"

Wohlwollend legte Dieser seine Hand auf ihren Scheitel und fuhr fort:

„Dein Vater floh durch Tyrol, über die Alpen und erreichte glücklich Venedig. Dort raffte ihn ein Fieber dahin; in Godefried's Armen hauchte er seinen letzten Seufzer aus. Kaum war der Letztere zu mir zurückgekehrt, um mir die traurige Kunde zu bringen, da starb mein Weib —"

„Meine gute, zweite Mutter!" flüsterte Agnese, und eine Thräne fiel auf des Abtes Hand.

Dieser fuhr fort: „Böswillige Menschen hinterbrachten dem Kaiser, daß ich dem Vogelfreien zur Flucht behülflich gewesen — ich wurde vor seinen

Richterstuhl geladen! Da war Gefahr in Verzug — ich gab Dich in den Schutz der Ursulinerinnen in Constanz, Deine Erziehung zu vollenden und floh mit dem, was ich in der Eile durch Verkauf einiger meiner Liegenschaften zusammenraffen konnte nach Rom.

„Ueberdrüßig der Welt und ihrer Verdrießlichkeiten nahm ich dies Kleid. Es schützte mich vor allen weiteren Verfolgungen und gab mir Friede und Ruhe."

„Doch, warum entzogt Ihr mich derselben Ruhe, demselben Frieden, deren ich bei den Ursulinerinnen mich erfreute?" fiel ihm Agnese in die Rede.

„Geduld, mein Kind, ich bin bald zu Ende. Von meinem Superior geschickt, kam ich hierher nach Mainz. Nach dem Tode des ehrwürdigen „Johannes," wurde ich, an seiner Stelle, erwählt — Gott zu Liebe nahm ich die schwere Last auf meine Schultern.

„Drei Jahre sind es her, da wurde ich durch einen kurfürstlichen Diener zu einem Schwererkrankten beschieden. Ich folgte dem Rufe und eilte nach der Martinsburg. Dort wurde ich in ein Hintergebäude geführt und fand einen Sterbenden in schweren Nöthen seiner letzten Stunde entgegenseufzen.

„Er beichtete; sein Gewissen war mit einem Verbrechen belastet, das ihn nicht sterben lassen wollte. Er beauftragte mich, wieder gut zu machen, was er verbrochen, so weit es im Bereich der Möglichkeit

liege. Sein Name war „Claus von Ravensberg" — vor neun Jahren hatte er einen Feind, den er tödtlich gehaßt, beim Kaiser fälschlich angeklagt und ihn des Mordanfalles auf des Kaisers geheiligte Majestät geziehen. Zwei Spießgesellen, „Wienold von Cleve" und „Werner von Hennegau", hatten ihn in seiner verläumderischen Anklage unterstützt und ebenfalls falsch geschworen. Der Angeklagte war Dein Vater!"

Agnese seufzte erleichtert auf, ihr leuchtender Blick richtete sich gen Himmel und ein stilles Dankgebet bewegte ihre Lippen.

Nach einer Weile fuhr der Abt fort:

„Der Sterbende ließ mich sein Geständniß zu Papier bringen und unterzeichnete es vor Zeugen, dann verließ er diese Welt. Noch lebte Kaiser Mathias, und ich durfte nicht wagen, mit einem Gnadengesuche mich ihm zu nahen, — Rudolf's — seines Bruders Zorn gegen uns war auf ihn übergegangen.

„Mit dem Beweise von Deines Vaters Unschuld trat die Pflicht an mich heran, Dich der Welt, in der Du dereinst noch eine Rolle zu spielen berufen sein wirst, wiederzugeben; dies der Grund, weßhalb ich Dich dem Kloster der Ursulinerinnen entnahm und Dich hier in meiner Nähe unter des Klosters Schutz, in Godefried's Haus unterbrachte.

Wenn Du, mein Kind, die Dir gebührenden Rechte, Deine gesellschaftliche Stellung in der Welt einst

eingenommen haben wirst, dann kannst Du nach Deiner Ueberzeugung beschließen, ob Du in der Welt leben, oder in das Kloster der Ursulinerinnen zurückkehren willst.

„Mit dem Tode des Kaisers Mathias und der Thronbesteigung Ferdinand's war jedes Hinderniß, das gegen die Aufhebung der Reichsacht und die Wiederherstellung Deiner Rechte bestand, geschwunden. Ich schrieb an den Kaiser — er vertröstete mich auf dieses Jahr, in welchem er an den Rhein kommen werde, bei welcher Gelegenheit er in Deinem Falle persönlich Recht zu sprechen beabsichtige!

Im nächsten Monat wird eine Zusammenkunft zwischen ihm und dem Landgrafen Moritz von Hessen in Bingen stattfinden; alsdann werden wir Beide uns dahin begeben und ich zweifle nicht, daß Du nach dem Rechte des Kunkellehens, als edle Herrin von Hernstein zurückkehren wirst!"

Der Abt schwieg, Agnese schüttelte nachdenkend das Haupt — der Kampf widerstreitender Gefühle in ihrer Brust malte sich in deutlichen Zügen auf ihrem Antlitz —

Der Hostienbäcker lag von der Sorgfalt der Magd auf der Holzbank gebetet, vom Blutverlust ermattet, in tiefen Schlaf versunken; auch Rös' nickte neben dem Feuer auf einem Schemel.

Zum kleinen Fenster herein durch die Rautenscheiben schien der herannahende Tag.

Urbanus erhob und entfernte sich ohne die beiden Schlummernden zu wecken; —

Agnese geleitete ihn in's Freie.

Draußen saßen und lagerten die Begleiter des Abtes auf Steinen und Mauervorsprüngen und holten nach, was sie daheim versäumt.

Die beiden Benediktiner knieten, in Gebet versunken, vor einem nahen Madonnen-Bilde; als sie den Abt erblickten, erhoben sie sich und ermunterten die Klosterknechte.

Segnend legte Urban seine Hand auf Agnesen's Scheitel, dann zog er mit seinem Gefolge heimwärts.

Agnese blickte ihm sinnend nach, da fiel ihr Blick auf die Blutlachen am Boden — aller Schrecken, alle Angst der vergangenen Nacht stiegen auf vor den Augen ihrer Seele; schaudernd wendete sie sich ab —

Sie sah nicht die strahlende Sonne, die sich über den Horizont emporgehoben und Himmel und Erde vergoldete, sie hörte nicht das Gezwitscher der Vögel in den Zweigen der duftenden Linde — nicht das schöne Geläute aller Glocken, die den Festtag verkündeten und nicht den klirrenden Schritt, der sich ihr genähert —

Da schlang sich ein Arm um ihren Hals, ein

heißer Kuß brannte auf ihren Lippen — erschreckt entwandte sie sich der Umarmung und blickte auf.

Vor ihr stand ein blühender junger Mann, im Soldatenkleide — Gold-Tressen und seidene Schärpe verriethen den Officier —

Seine strahlenden, braunen Augen schauten voll Glück und Wonne auf das junge Mädchen, das ihn kaum erblickt, als es, entsetzt mit vorgestreckten Händen vor ihm zurückwich — denn — — er trug den Arm in einer Binde!

„Agnese!" rief der junge Officier, mit weichem, zum Herzen dringenden Thone, und wollte sich ihr, die inzwischen bis an die Schwelle des Hauses zurückgewichen, nähern.

„Zurück, Unglücksel'ger, berühre mich nicht mehr — beflecke nicht mehr mit Deinem Fuße die Schwelle Deines Vaterhauses — komme dem unglücklichen, alten Manne nicht mehr nah', denn er würde Dich mit eigener Hand tödten, wie er Dir schon geflucht! Geh'! fliehe, soweit Deine Füße Dich tragen, daß Deine Schmach nicht an den Tag komme!"

Mit diesen hastig hervorgestoßenen Worten verschwand Agnese im Hause, der Riegel klirrte im Innern.

Der junge Kriegsmann stand einige Augenblicke sprachlos — die blühende Farbe war von seinen ge-

bräunten Wangen verschwunden — Bestürzung malte sich in seinen Zügen.

„Gottes Tod,“ stieß er hervor, „sind Sie von Wahnwitz befallen?“ — unschlüssig schwankte er — da widerhallten plötzlich die Gassen von Pferdegetrappel und ein Reitertrupp, vom Gauthor kommend, sprengte am Hause vorbei.

Voran, nach der reichen Stickerei seiner Kleidung und seinen kostbaren Waffen zu urtheilen, ein höherer Officier.

Kaum hatte dieser den jungen Mann erblickt, als er sein Pferd mit kräftiger Hand zügelte, daß es sich hoch aufbäumte.

„Heh! Lieutenant Rolf!“ rief er, „ich glaubte Euch längst auf dem Wege nach Kostheim, an der Spitze Eures Zuges — was säumt Ihr hier — wollt ihr auskneifen? Ist doch sonst Euer' Art nicht!“

Dabei brach er in ein wohlwollendes Lächeln aus, in das die Anderen, mehr oder minder laut, miteinstimmten.

Dunkle Gluth überzog die Wangen des Angeredeten —

„Herr Oberst —“

„Schon gut, schon gut,“ unterbrach ihn dieser, „ich sehe schon, ein zartes Abenteuer — doch laßt Eure Schöne warten, bis Ihr zurückkehrt, was keinesfalls lange dauern wird. Besteigt eines meiner

ledigen Pferde und zeigt uns, da Ihr ein Einheimischer seid, den Weg aus dem verdammten Gassengewinkel!“

Noch ein schneller, heißer Blick aus Rolf's Augen traf das kleine Häuschen, dann bestieg er, da er nur einen Arm zu gebrauchen im Stande war, von einem Roßknecht gestützt, ein Pferd und der ganze Reitertrupp sprengte in der Richtung nach dem Rheine davon.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Seit jenen Vorfällen am ersten Pfingsttage und der vorausgegangenen Nacht in der kurfürstlichen Residenzstadt Mainz mochten vierzehn Tage verflossen sein, als sich drüben im Mainthale wichtige kriegerische Ereignisse abzuspielen begannen.

Der Kurfürst „Schweikard von Kronenberg" war ausgezogen mit so vieler Mannschaft, als er gerade zusammenzubringen im Stande war, um seine von dem Mansfelder, der sich mit dem Herzoge von Braunschweig vereinigt, besetzten und wie von Vandalen zerstörten Aemter Höchst und Oberursel wieder zu erobern.

Noch waren die Kurfürstlichen nicht stark genug, den Feind, der dem Vernehmen nach 15,000 Mann Truppen aller Art musterte, mit Erfolg anzugreifen.

Zwar waren von den aus den Niederlanden heimziehenden, Kaiserlichen Reichstruppen 4 bis 5000 Mann zu den Mainzern gestoßen, nichts destoweniger zählte die kurfürstliche Armee, Alles in Allem nur 8 bis 9000 Mann.

Sie lagerte à cheval des Maines in einer Linie,

die sich vom Fuße der Taunushöhen, bei Weilbach nach Flörsheim, über den Main nach Rüsselsheim bis an den Waldweiler Rauenheim hinzog.

Ihre Vorposten standen bis vor Soden, Höchst, Eppstein und Königstein. Letzteres, ob zwar eine Feste, war von geringer Bedeutung, da sie nur eine sehr kleine Besatzung aufzunehmen geeignet war.

Das Hauptquartier der Kur-Mainzer Armee befand sich an diesem Tage auf einem Gehöfte, zwischen Hochheim und Hofheim.

Der Kurfürst selbst residirte nicht ständig im Lager, aber er kam ab und zu von Mainz. Als sein Vertreter, oder vielmehr erster Kriegsminister fungirte der Domherr „Winand von Rauschenberg", ein keineswegs kriegs- und kampfeslustiger — sondern ein äußerst friedliebender priesterlicher Herr der über seine eigene Person in feiner jovialer Weise zu scherzen verstand, wenn er der Soutane ledig im unbequemen Edelmannskleide der damaligen Zeit, das lange Schwert an der Seite und mit vom Hute wallenden Federn zu Pferde steigen mußte, um mit dem kommandirenden kaiserlichen General von Khevenhüller die Truppen zu inspiciren.

Es war am zweiten Montage nach Pfingsten 1621 des Nachmittags; genannte hohe Herren mit ihrem Stabe waren gerade von den Pferden gestiegen und im kurfürstlichen Prunkzelte des Hauptquartiers

beschäftigt, sich bei einem kräftigen Imbisse, den sie „mit einem Gläschen“ Hochheimer Domdechanei hinunterspülten, von den Strapazen des Tages zu erholen, als zwei Officiere herangesprengt kamen.

Der eine gehörte der Kur-Mainzer Armee an, der andere, staubbedeckt, trug die Uniform der Tilly'schen Reiter.

Der geistliche Kriegsminister betrachtete wohlgefälligen Blickes die hohe Gestalt des Mainzer Officiers —

„Was bringen Sie uns Neues, Lieutenant Rolf?“ fragte er kurz, aber wohlwollend.

„Kaiserlicher Officier, Ueberbringer von Depeschen Seiner Excellenz des Feldmarschalles, hat über Oppenheim, Ginsheim und Rüsselsheim unsere Vorposten erreicht, von wo ich ihn hierherbegleitete!“

Auf den Wink des kommandirenden Generales von Khevenhüller verließen alle übrigen Anwesenden, mit Ausnahme des Domherrn, des Courriers und Rolf's das Zelt.

Die Depeschen enthielten die Nachricht, daß Tilly mit 10,000 Mann, aus der Oberpfalz kommend, im Anmarsch begriffen, innerhalb zwei Tagen angreifen werde und daß die Kur-Mainzer, sobald sie den Donner seiner Kanonen vernähmen, gleichfalls vorrücken, angreifen und besonders das Entweichen des Feindes zu verhindern trachten sollten!

Die Dispositionen des Tilly'schen Angriffes waren, soweit voraus bestimmbar, detaillirt, und die Dispositionen des Angriffes von Kur-Mainzer Seite der Weisheit des Kurfürstlichen Kriegsrathes überlassen. —

Bald entwickelte sich reges Leben im Lager; alle nicht zur Armee gehörigen Personen wurden sofort des Lagers verwiesen, die Höfe, Dörfer und einzeln stehenden Wohnhäuser umstellt und streng bewacht, damit dem Feinde nicht etwa Kunde hinterbracht werde von dem beabsichtigten Angriff.

Ordonnanzen sprengten davon, Trompetensignale ertönten, bis die Sonne hinabsank und mit ihrem zarten Nebelschleier die Gegend überzog und in ihr Nachtkleid hüllte.

Ruhiger und ruhiger ward es im Lager, nur gar manche Herzen pochten laut und ungestüm, in Erwartung der bevorstehenden Ereignisse.

Auch in Rolf's Herzen jagte das Blut schneller seines Weges — doch war es nicht der voraussichtliche Kampf, der ihn erregte, nein — er hatte vor seinem Zelte gestanden und hinübergeblickt nach den Thürmen von Mainz, so lange sie noch im Strahle der untergehenden Sonne leuchteten, und als auch sie im Nebel verschwunden, war er zurückgetreten und saß jetzt, nachgrübelnd über das seltsame Gebaren der Geliebten, als er an jenem Morgen, Freude und Glück im

Herzen, sie in seine Arme zu schließen hoffen durfte —

Hatte er in der Zeit, da sie sich zum Letztenmale gesehen, nicht einen großen Schritt jenem schönen Ziele, der Vereinigung mit Agnesen, entgegen gethan? Hatte er sich nicht zum Officier aufgeschwungen durch Kühnheit, Umsicht und Selbstaufopferung!"

„Rolf Godefried!"

War es Täuschung? Hatte man nicht leise seinen Namen gerufen?

Nein — abermals rief eine rauhe Stimme an der Zeltwand leise:

„Rolf Godefried!"

Der Gerufene sprang auf und trat vor das Zelt; in der Dunkelheit konnte er eine Gestalt im Kleide der kurfürstlichen Stückknechte erkennen.

„Wer seid Ihr? Und was wollt Ihr?"

„Still, laßt uns vor Allem aus dem Bereiche menschlicher Augen und Ohren treten, dann will ich reden."

„Kommt!"

Beide traten in's Zelt.

Der Fremde nestelte an seinem Gewande herum, der Stahl tickte am Stein, Funken sprühten von der Lunte des Stückknechtes und bald brannte ein Lichtstumpf, der in dem Halse einer Weinflasche als improvisirter Leuchter stack.

Bei dem trüben Lichte, das der Unschlittstumpf verbreitete, sah der Kur-Mainzer Lieutenant eine merkwürdige Gestalt vor sich.

Auf dem verwitterten Gesichte waren die Spuren eines wilden, abenteuervollen Lebens eingegraben; ein langer, grauer Schnurrbart vereinigte sich mit dem dichten Kinnbart und hing in langen, weißen Strähnen bis auf die Brust herab; buschige Augenbrauen überschatteten dunkle, schlau-blickende Augen, und kurzgeschorenes Haar, durch die Jahre gebleicht, bedeckte in kleinen, dichten, krausen Locken seinen schmalen Schädel.

Das Kleid des kurfürstlichen Stückknechtes paßte auffallend zu seinem Aeußeren und der alte Soldat würde eine stattliche Figur vorgestellt haben, hätte ihn nicht eine Deformität der linken Hälfte zu leichtem Hinken genöthigt.

Der junge Officier maß den alten Soldaten von unten bis oben und ein freundliches Lächeln überflog seine Züge:

„Sollte Euch kennen, Mann?“

„Sollt' 's auch meinen, junger Herr!“ war des Stückknechtes rauhe aber herzliche Erwiederung.

„Ihr seid Hieram, der Armbruster, habt Euch aber sehr zu Euerem Vortheile verändert,“ rief der junge Officier freudig, aber vorsichtig.

„Wie auch Ihr,“ lachte Hieram leise in sich hinein;

„Ihr seid vom kurfürstlichen Leibgardisten zum Reiter-Officier avançirt, und ich vom Lumpen und Herumstreicher, zum kurfürstlichen Stückknecht. — Hab' 's satt gekriegt, das Handwerk, das gar keinen Boden mehr hat, viel weniger einen goldenen — Die letzte Armbrust, die ich gemacht, war für Euch — ein Spielzeug."

Der Officier hatte inzwischen einen großen Steinkrug mit Wein auf den Tisch gestellt, einen zinnernen Humpen gefüllt und dem Anderen zugeschoben.

„Euer Wohl, Herr Rolf", seufzte Hieram, nach einem tiefen und langen Zuge; dann trat er an die Zeltöffnung, spähete hinaus nach allen Seiten und als er Alles ruhig fand und Niemand in der Nähe erblickte, kam er zurück und setzte sich ungenirt, Rolf gegenüber, auf einen hohen Bocksattel der am Boden lag.

„Ihr seid neugierig, Herr, zu wissen, was mich zu Euch führt?" begann er ernst den jungen Mann fixirend.

Rolf nickte stillschweigend.

„Ich sah Euch vor zehn Tagen zufällig bei den Truppen", fuhr der Alte fort, „Ihr trugt den Arm in der Binde; seid Ihr verwundet?"

„Jetzt nicht mehr, nur ein leichter Hieb in den Oberarm, der bald geheilt war," erwiederte Rolf und streckte zum Zeichen seiner Gesundheit seinen

Arm, ergriff einen Stuhl und hielt ihn, am Beine gerade ausgestreckt, hinaus.

„Das ist gescheidt", sprach Hieram und mäßigte seine Stimme bis zum Flüstern, „man wird ihn gebrauchen können, diesen Arm!"

„Warum, was gibt's — Ihr seid so sonderbar — redet frei von der Leber weg!" rief der Andere, einige Neugierde verrathend —

„Bscht", machte der Alte, „es gibt Ehre und Avançement für Euch — Ihr seid nicht umsonst der Sohn meines alten Kameraden, Godefried — Ihr sollt die Kastanien aus dem Feuer holen, aber für Euch Selber, nicht für Andere. Hört: Ihr kennt doch den Schuften, den Feldhauptmann, den Rinwart von Cleve?"

Rolf nickte bejahend.

„Weiß, daß Ihr ihn kennt," fuhr der Alte fort. „Er scharmuzirte vor zwei Jahren um Euer Schwesterlein — doch der alte Godefried verstand keinen Spaß und hätte ihn um ein Haar erschlagen, als er eines Abends um's Haus herumschlich!"

Rolf's Gesicht röthete sich, eine hohe Erregung bemächtigte sich seiner.

Hieram fuhr fort:

„Ihr wißt davon Nichts, Ihr waret schon fort beim Heer — aber ich, ich weiß es, ich war dabei. Gut, dieser Rinwart dient unter Khevenhüller — er

hat eine halbe Schwadron unter sich. Schon längst muß seine Stellung erschüttert sein, er ist ein Spieler und Säufer, ein Raufbold und aller Niederträchtigkeiten voll —"

Rolf lauschte immer gespannter den Worten des alten Soldaten.

„Jetzt, gebt Acht! Vor zwei Stunden lag ich droben, am Waldesrand, in einem dichten Gebüsch und schlief, da weckten mich Rosseshufe und Menschenstimmen. Ich blickte vorsichtig — denn Vorsicht kann nie schaden — nach der Gegend, von wo der Lärm kam. Ich sah den Rinwart mit noch sieben oder acht Anderen zu Pferde daherkommen. Nicht weit von der Stelle, an der ich lag, machten sie Halt — stiegen von den Pferden, und Vier von ihnen setzen sich auf Felsblöcke; die vier Anderen ritten, jeder mit einem ledigen Pferde, nach den vier Windrichtungen in den Wald und stellten sich auf, um nach etwaigen Näherkommenden zu spähen und die Anderen zu warnen."

Der junge Officier zitterte vor Erregung.

„Da vernahm ich aus dem Munde des Rinwart einen Plan, so niederträchtig, so infam, daß mir die Haut schauderte, und da gehört schon was dazu!"

Rolf reichte dem Stückknecht den Krug und sprach erregt:

„Stärkt Euch erst alter Freund, ehe Ihr weiter fahrt!"

„Danke!“ erwiederte dieser und fuhr nach einem langen Zuge aus dem Zinnkruge, fort:

„Rinwart, mit seinen vier Spießgesellen, will auskneifen und in die Reihen des Mansfelders übergehen, will, gegen ein hohes Entgelt, dem Feinde das Anrücken Tilly's und die Dispositionen des Mainzer Kriegsrathes verrathen —“

Der junge Officier fuhr auf und ergriff nach Hut und Schwert —

„Hölle und Teufel“, rief er; „hier gilt's Eile, wenn der Schuft noch erwischt werden soll!“

Der Alte hielt ihn mit seiner eisernen Hand am Arm zurück —

„Halt, junger Brausekopf, das ist noch nicht Alles,“ fuhr er hastig fort und drückte den jungen Mann auf seinen Sitz nieder —

„Das ist, bei Gott, genug, hier muß schnellstens eingegriffen werden“ — rief Rolf und wollte abermals aufspringen —

„Schweigt um Gotteswillen und hört mich nur erst aus, damit man sicher gehe und vor allen Dingen sag' ich Euch noch einmal, sprecht leise! Herr Rolf, den Rahm von der Sache, den sollt Ihr abschöpfen:

„Dort oben, am Fuße des Königsteines steht unser letzter Vorposten; er besteht heute Nacht aus vier Reitern und dem „Osteiner“, als kommandirenden Officier. Die Grafen von Ostein sind reich und

wohl vorgesehen, wenn sie zu Felde ziehen, und außerdem hat der junge Graf, vergangene Nacht einen Haufen Gold im Spiele gewonnen. Alles Das trägt er bei sich, wie es Sitte ist im Felde —"

„Woher wollt Ihr das All' wissen?" fiel ihm Rolf in die Rede.

Der Stückknecht erwiederte rasch:

„Wort für Wort des Schurken, Rinwart, Bericht an seine Spießgesellen. Nach Mitternacht geht der Mond unter, dann wollen sie, mit geschwärzten Gesichtern — mit den Feldzeichen des Feindes verkleidet, diesen Vorposten überfallen, niedermachen, die Leiche des Osteiners ausplündern und direkt zum Feinde überlaufen —"

„Vermaledeiter Hund!" fluchte Rolf, in die Höhe fahrend, „jetzt kenne ich auch den Dieb, der uns Alle bestahl — wir lagerten in Geldern — wir waren Zeltkameraden, Rinwart und noch vier oder fünf Andere; eines Tages kehrten wir zurück von einer Expedition, da fanden wir uns sämmtlich unseres Geldes und unserer Werthsachen beraubt, das war — jetzt sehe ich es klar — Rinwart's Thun!"

„Keines Anderen, Herr, Ihr habt Recht!" rief Hieram, drum: an's Werk, der Feldhauptmann muß auf der That ertappt und gefangen werden und zwar lebend — an den vier Anderen ist nichts gelegen —"

Rolf hatte sich inzwischen ordonnanzmäßig adjustirt und wollte hinausstürmen.

„Lebt wohl, Hieram, ich muß meiner Pflicht Genüge leisten", rief er —

Der Stückknecht vertrat ihm den Weg:

„Vergebt einem alten Graukopf und erfahrenen Kriegsknecht, wenn er Euch einen Rath geben will: Vertraut Euch Niemanden an, als dem kommandirenden General, sonst schnappt Euch ein Anderer die Belohnung vor dem Munde hinweg — Ihr selbst müßt Euch, mit fünf oder sechs Eurer Leute in der Nähe des Postens in den Hinterhalt legen, während ich voraus eile und den Osteiner benachrichtige, daß er mit seinen Leuten sich anscheinend, überfallen läßt."

„Dank Euch, Hieram, Ihr habt Recht — auf Wiedersehen;" mit diesen Worten eilte Rolf aus dem Zelte.

Hieram schüttelte den Steinkrug und da er noch Flüssigkeit darin wahrnahm, that er einen tiefen Zug, blies das Licht aus und schlich, vorsichtig sich umblickend, in die Nacht hinaus.

Eine halbe Stunde später verließen fünf einzelne Reiter das Lager in der Richtung nach Mainz

Kurz vor Hofheim vereinigten sie sich und schlugen, scharf rechts abbiegend, einen Weg ein, der sie bald

in das Dunkel des Waldes führte, worin sie verschwanden. Es war Rolf mit vier auserlesenen Leuten seines Zuges.

In Hofheim verkündete der Nachtwächter die zehnte Stunde. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen graute kaum, als es im kurmainzischen Lager lebendig wurde.

Trompeter bliesen die Reveille, Pferde wieherten unter dem Striegel ihrer Knechte und in der Ferne wirbelten Trommeln.

Officiersdiener beluden Packpferde und ganz besonders vor dem Quartiere des kommandirenden Generales, einem einzeln stehenden Bauernhofe entwickelte sich ein reges Leben.

Alles verrieth den Aufbruch des Truppenkorps, und da es zum Vormasche ging, war die Stimmung aller so emsig Beschäftigten eine gehobene, trotzdem das Wetter nicht dazu angethan schien, die Gemüther zu erheitern; denn von dem bewölkten Himmel rieselte ein frischer kalter Regen, jeder Tropfen „ein Bindfaden."

Exellenz von Khevenhüller ging, gestiefelt und gespornt, mit langen Schritten in der Bauernstube des Gehöftes auf und ab — sie diente ihm als Salon, Speise- und Wohnzimmer; eines der niederen kleinen Fenster war weit geöffnet und häufig lenkte sich sein

Schritt dahin und er blickte erwartungsvoll hinaus in die nebelige, regengeschwängerte Morgenluft.

Plötzlich erhob sich in der Ferne ein Getümmel; ein Zug Berittener näherte sich dem Quartier des Generales; mehr und mehr häuften sich im Weiterziehen die Neugierigen, bestehend aus Officieren, Soldaten, Troßbuben und Markedenterinnen.

Auch der General war an's Fenster getreten, als die Menge vor dem Hause angelangt war.

Voran ritt Lieutenant Rolf, des Hostienbäckers Sohn mit gezogenem Schwerte, er salutirte, als er den Kommandirenden erblickte; ihm folgte ein Zug kurfürstlicher Leibjäger; in ihrer Mitte ein gefangener Officier zu Pferde, gebunden und aus einer Stirnwunde blutend; zwei Andere, ebenfalls gefesselt, folgten zu Fuße. Den Schluß der Berittenen machte der Stückknecht Hieram, der mit zerfetztem Wamse und einigen Schrammen im Gesicht zu Pferde saß und aus seiner kurzen Pfeife lustig qualmte; eine gewisse Selbstzufriedenheit drückte sich auf seinem skeptischen Gesichte aus, als der gefangene Officier vom Pferde gehoben und mit den anderen Gefangenen, unter dem Vortritte Rolf's, in's Haus geführt wurde.

Excellenz von Khevenhüller hatte inzwischen Platz genommen an dem tannenen Bauerntische, ihm zur Seite zwei höhere Officiere; an einem Nebentische

saß ein militärischer Schreiber, seine Schreibutensilien vor sich.

Der erste Gefangene hatte eine schlanke, stattliche Figur; schwarze Locken ringelten sich auf seine Schultern herab und ein schwarzer Kinnbart à la Henri IV gab dem schon durch dunkel blitzende Augen und schwarze, buschige Augenbrauen finster erscheinenden Gesicht einen noch unheimlicheren Ausdruck, der durch getrocknetes Blut, das aus einer langen Schramme auf der Stirne geflossen, noch abschreckender wurde.

Die anderen Gefangenen waren Typen der damaligen Soldateska, verwildert, frech und stupide.

„Was habt Ihr zu melden, Lieutenant?“ fragte der General den vorangetretenen Rolf, der ehrfurchtsvoll in Positur stand.

„Nachdem ich Euerer Excellenz die Aussage des Stückknechtes Hieram, gehorsamst hinterbracht —“

„Wo ist der Stückknecht, er soll sofort hierherkommen!“ befahl der General.

Hieram ward vorgeführt; mit vollkommener Gemüthsruhe führte er seine vorgeschriebenen Honneurs aus und deponirte genau so, wie er Rolf vor wenig Stunden erzählt.

Während seiner Aussage schossen die Augen des gefangenen Feldhauptmannes Blitze, er knirschte mit den Zähnen und zerrte krampfhaft an seinen Banden.

„Was habt Ihr hierauf zu erwiedern?“ herrschte ihn der General an.

Der Gefangene wandte sich ab und schwieg.

„Jetzt, zu Euerer Meldung, Lieutenant Rolf“, fuhr der Vorsitzende fort.

„Gemäß der Befehle Euerer Excellenz“, begann Rolf, „wählte ich mir vier meiner Leute aus, worunter ein der Gegend Kundiger. Wir umritten im Bogen das Lager und erreichten vor Mitternacht den Stand des äußersten Vorpostens am Fuße des Königsteines. Graf Ostein war bereits auf seiner Hut, denn der Stückknecht war dort eingetroffen und hatte ihn gewarnt.“

„Wie habt Ihr das so schnell fertig gebracht Mann?“ herrschte der General den Stückknecht an.

Dieser fuhr sich über den langen Schnauzbart und antwortete:

„Je nun, Excellenz, ich hatte ein gutes Pferd, und so weit ich mit Parole und Feldgeschrei bei hellem Mondschein kommen konnte, ließ ich laufen, dann ging's zu Fuß durch Gebüsche und Gräben — wir alten Soldaten kennen diese Wege.“

General von Khevenhüller lachte:

„Das sind dieselben Wege, Mann, die auch an den Galgen führen! Weiter Lieutenant!“

„Wir schafften die Pferde, eine Strecke weit in

den Wald, dann legten wir uns, die Musketen in Bereitschaft, in den Hinterhalt.

„Der Mond war bereits untergegangen und ein feiner Regen fiel vom Himmel.

„Da vernahmen wir Pferdegetrappel — es kam näher und näher. Unsere Schildwachen rührten sich nicht. Plötzlich riefen sie uns an, als Patrouille.

„Zwei von Graf Ostein's Leuten sprangen auf, und alsbald wurde auf sie geschossen, sie wurden verwundet. Die Reiter sprengten nun auf uns ein; es waren ihrer sieben.

„Da feuerten wir; ihrer vier sanken von den Pferden, die drei Anderen haben wir überwältigt und ich habe die Ehre, sie hier auszuliefern!"

„Gottes Tod, diese Schurken!" fluchte der General, dessen Mienen während Rolf's Bericht, sich mehr und mehr verfinstert hatten. „Ihr, Rinwart, habt Ihr Etwas zu Euerer Vertheidigung zu bemerken?" herrschte er den gefangenen Feldhauptmann an.

Dieser wendete sich abermals mit wüthenden Blicken ab; ein Knirschen mit den Zähnen war die Antwort; er bäumte sich und suchte seine Fesseln zu zersprengen — doch seine Hände waren zu schwach; er rang sie in Verzweiflung — da erblickte man seine rechte Hand, dieselbe war verkrüppelt der Zeige-

finger fehlte; noch war die Narbe des Stumpfes kaum verharscht und blutet von Neuem durch den Druck der Stricke.

„Wißt Ihr, welche Strafe Eurer harrt, Euch, Verräthern, Spionen, Ueberläufern, Meuchelmördern? Keine ehrliche Kugel ist gegossen für Euch, selbst der Strick ist zu gut für solches Geschmeiß!

„Führt sie ab, nach Mainz, in sicheren Gewahrsam — wir haben jetzt Besseres zu thun, als solche Verbrecher zu züchtigen!

„Auf, meine Herren, die Pflicht ruft!“

— — — — — — — — — — —

Drei Tage waren seitdem verflossen. In der Stadt Mainz liefen unheimliche Gerüchte herum von langen schweren Kämpfen droben bei Höchst und Oberursel.

Nachdem gestern, vom Morgen bis zum Abende, Kanonendonner vernehmbar war, ja, nachdem man, wenn man das Ohr auf den Boden legte, die einzelnen Schüsse unterscheiden konnte — blieb es in der Nacht stille und die vielen am Rheinufer die Nacht durch ängstlich „Wachenden" wurden erst bei Sonnenuntergang durch den Wiederbeginn des seit gestern Abend unterbrochenen unheimlichen Rollens aus ihrem leichten Schlummer geweckt. Doch lange nicht so stark wie gestern, sondern viel dumpfer und entfernter tönte der Schlachten-Donner.

Kurfürst Johann Schweikard stand auf der höchsten Zinne seiner Burg, umgeben von einigen seiner höchsten Militärchargen; er blickte mit einem Instrumente, das die Neugierde seiner Umgebung im höchsten Grade erregte, in der Richtung nach Hochheim.

Ein junger, höherer Officier, in der kaiserlichen

Uniform, dessen Aeußeres einen sehr kriegerischen Eindruck machte und dessen Dialekt den Oestreicher-Ungarn verrieth, unterhielt sich sehr ungenirt aber halblaut mit einem Kur-Mainzer Hofbeamten:

„Selbstvertrauen, scheint man auf dieser Seite nicht viel zu besitzen — man hätte —"

„Graf Bathyani, dürfte ich Sie bitten, Ihre Ansicht, gefälligst auch mir mittheilen zu wollen?" unterbrach ihn der Kurfürst — „Sie scheinen mit unserer Anordnung nicht ganz einverstanden?"

Der Angeredete trat freimüthig und militärisch salutirend vor:

„Kurfürstlich Durchlauch, halten zu Gnaden, wenn ich mir die Bemerkung gestatte — Wir hören nun bereits seit sechsunddreißig Stunden den Kanonendonner, wir wissen, daß unsere Truppen mit dem Feinde im Kampf und wir lassen hier ruhig drei bis viertausend Mann der besten Truppen liegen, die bei'm ersten Kanonenschusse den Unserigen hätten zu Hülfe eilen müssen!"

Hohe Röthe — ob des Zornes, ob der Verlegenheit — muß dahin gestellt bleiben — übergoß das kräftig männliche Gesicht des Kronenbergers —

Er war ein Mann der That, ein Mann von Muth und Entschlossenheit, was er während seiner zweiundzwanzigjährigen Regierung, die in die schwere

Zeit vor und während des dreißigjährigen Krieges fiel, hinlänglich bewies. Er wandte sich an einen höheren Officier und sprach ernst:

„Mein Herr Stadtkommandant, Sie sind hier momentan der Kommandirende, was sagen Sie zu der Ansicht des Herrn Grafen Bathyani?"

Der so Aufgerufene trat mit verlegener Miene vor, ein nichts weniger, als militärisches Aeußere verbarg sich unter der goldstrotzenden Uniform.

„Kurfürstliche Gnaden", stotterte er, „konnten wir Dero erhabene Person, konnten wir die Festung Mainz ganz von Truppen entblösen?"

Der Ungar strich sich selbstzufrieden seinen langen Schnurrbart und fiel ein:

„Ich sprach nicht von den regulären Festungstruppen und den Leibgarden Ihrer Kurfürstlichen Gnaden, sondern von den innerhalb vierzehn Tagen eingezogenen, bereits alten Soldaten und den von der Infantin Isabella aus Ungarn und aus den Niederlanden hier eingetroffenen Bataillonen!"

Der Kurfürst nickte bejahend und zustimmend, während ein Blick, der an Mißachtung grenzte, den Stadtkommandanten streifte —

Ein junger Kadet, aus vornehmem adeligen Mainzer Hause, flüsterte einem jungen Lieutenant zu:

„Seine Excellenz wohnen nicht umsonst im Hause

„zum Handenbampel,“ [1]) der Name scheint eine ansteckende Wirkung auszuüben!“

Das kaum zu unterdrückende Lachen der Umstehenden würde, da es bereits des Kurfürsten Aufmerksamkeit erregt, für den jungen Herrn von empfindlichen Folgen begleitet gewesen sein, wäre nicht der Ungar eingesprungen und hätte den Kurfürsten auf mächtige Staubwolken aufmerksam gemacht, die auf der Straße zwischen Kastel und Kostheim aufstiegen —

Der Kurfürst heftete sein Glas auf die bezeichnete Stelle — dann rief er:

„Es nahen Reiter in großer Eile — auch Wagen sehe ich in langen Reihen des Weges ziehen — wir werden doch hoffentlich nicht geschlagen sein, Herr Stadtkommandant? Sehen Sie selbst,“ schloß er und reichte demselben das Augenglas —

„Kaum möglich! Kurfürstliche Gnaden,“ erlaubte sich der Ungar zu bemerken, „von oben Tilly, von unten Khevenhüller, links der Taunus, rechts der Main — eine Mausfalle für die Herren von Braunschweig und Mansfeld, wie man sie nicht schöner denken kann!“

Der Stadtkommandant hatte inzwischen, sehr ungeschickt, sich des Glases bedient und da der Fokus nicht für seine Augen eingerichtet, so viel wie Nichts gesehen — trotzdem drückte er seine Bewunderung aus und der Gegenstand sehnsüchtiger Neugierde ging jetzt von

1) Pfaffengasse Ltr. F. Nr. 351. jetzt: Fuststraße Nr. 5 neu.

Hand zu Hand. Einzelne Herren waren wirklich betroffen von der Wirkung dieses ersten Fernglases, das ihnen in die Hände gerathen.

„Eine ganz neue Entdeckung", docirte der Kurfürst, mit Emphase „von hoher Wichtigkeit für den Krieg sowohl, wie auch für die Himmelskunde — es ist eine Erfindung Galilaei's, auf holländischen Ursprung gegründet; er selbst verfertigte das Instrument und Seine Heiligkeit geruhten mir ein Geschenk damit zu machen."

„Dort treffen Courriere ein!" rief der Ungar — und in der That sah man jetzt auch mit unbewaffnetem Auge, wie mehrere Reiter auf der Kasteler Seite von ihren Pferden sprangen und die bereitliegenden, stark bemannten Ruderkähne bestiegen. —

Eine große Volksmenge war vor dem Kasteler Thore zusammengeströmt und bis herüber ertönte ihr lauter Jubel.

Der Kurfürst hatte sich mit seinem Gefolge eiligst nach seinen Empfangsgemächern begeben und nachdem er kaum daselbst angelangt, trafen auch die Ordonnanzen des Feldherrn ein, mit der Meldung eines vollständigen Sieges! Der Feind war geschlagen, zersprengt, theils gefangen, theils in den Main gedrängt und theils in die Wälder jenseits des Maines geflohen.

Die Meldungen überstürzten sich bald. Eine jede lautete besser, wie die andere! auch die Kriegskassen

der Verbündeten waren, nebst vielen Vorräthen, in die Hände der Mainzer gefallen!

Der Kurfürst ordnete sofort ein Te Deum an, und bald läuteten die Glocken von allen Thürmen und verkündeten den freudig überraschten Mainzern die Siegesnachricht.

Doch auch der düsteren Seite des Gemäldes gedachte Schweikard von Kronenberg — er ließ die umfassendsten Anordnungen zum Empfange der Verwundeten treffen — es wurde öffentlich ausgeschellt, daß, wer ein Bett zur Verfügung habe, es bereit halten müsse, zur Aufnahme von Verwundeten gegen angemessene Vergütung.

Die leerstehenden Kasernen wurden in aller Eile zu Lazarethen eingerichtet, und es war Zeit dazu! Denn bereits um acht Uhr des Morgens, das Te Deum war kaum verklungen, trafen in Kastel die ersten Leichtverwundeten ein, zu Fuß, zu Pferd —

Ihnen folgten Reihen von Frohnfuhren der Bauern — auf Kähnen kamen die Leidenden Mainabwärts und gar bald reichten die Anstrengungen der Aerzte, Wundärzte und Bader nicht mehr hin, genügende Hülfe zu gewähren.

Wohlthätige Menschen — nach glorreichen Siegen, gibt es deren Allerwärts — standen am Rheine, und wer in der Lage war, nahm sich eines verwundeten Kriegers an, wenn ein derartiger, trauriger Kahn-

transport mit Weherufenden und Seufzenden Diesseits landeten.

Aber noch ein viel schmerzlicherer — ein entsetzlicher Anblick bot sich den Mainzern dar:

Gegen Mittag trieben in weitem Bogen einzelne Leichen aus dem Main in den Rhein — mehr und mehr folgten, und bald wälzten die Fluhten des Stromes dichte Leichenhaufen an der Stadt vorüber.

Friedfertig schwammen Freund und Feind ihre letzte Bahn.

Kasteler Fischer waren ausgezogen und fischten im Strome die Leichen von Officieren heraus; die feindlichen wurden ausgeplündert, entkleidet und wieder in's Wasser geworfen, die Kurmainzer und Kaiserlichen in Mainz geländet —

Manche dieser „Fischer" sind damals „wohlhabende Leute" geworden! —

In der Martinsburg waren inzwischen detaillirtere Nachrichten eingetroffen; einzelne Namen hatten sich besonders hervorgethan und ausgezeichnet, darunter sollte auch ein junger Officier, bürgerlichen Standes, sich befinden, der erst vor Kurzem in den Niederlanden, wegen hervorragender Tapferkeit und Umsicht, zum Lieutenant ernannt — in den Kämpfen bei Höchst sich abermals besonders hervorgethan habe, dadurch, daß er die Person des Kriegsministers und Domherrn,

Winand von Rauschenberg, vom Tode errettet, seine That aber mit dem Leben büßen mußte!

Man bezeichnete ihn, als den Sohn des Hostienbäckers am Goldenbrünnchen. —

Auch Godefried wanderte am Rheine auf und ab, seit jener Schreckens-Nacht hatte ihn die Ruhe verlassen — seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, seine Wangen waren eingefallen und Bart und Haar fielen ungeordnet auf Brust und Schultern.

Die Bürger wichen ihm scheu aus, denn der Haß des Brodneides ruhte auf ihm, dem Eindringling, dem Fremden.

Auch er erhaschte die Neuigkeit, die sich, betreffs seines Sohnes, verbreitet. Ein düsteres Feuer sprühte aus seinen Augen — der Tod sühnt Alles!

Er eilte an's Schloßthor, dort lagen die von den Schiffern geländeten Leichen — hastig schritt er von der einen zur anderen, er betastete sie — er suchte sein Kind — sein todtes K i n d — der M e u c h e l m ö r d e r war ihm aus dem Gedächtnisse entschwunden!

Am Holzthor landete inzwischen, unter Anderen, ein kleiner Nachen.

Ein Schiffer führte ihn; darin saßen zwei kurfürstliche Reiter mit verbundenen Köpfen neben einer Bahre, auf welcher ein Schwerverwundeter ruhte — zu Häupten kauerte Hieram, der Stückknecht, und legte von Zeit zu Zeit zusammengefaltete Linnenstücke, die er im

Wasser des Rheines gekühlt, auf den Kopf des Verwundeten, der anscheinend leblos dalag.

Als der Kahn an's Ufer stieß, waren sofort hundert Hände zur Hülfeleistung bereit.

Hieram mäßigte den Eifer der sich Herbeidrängenden und gestattete nur vier von ihnen, die Bahre zu ergreifen und sorgfällig wegzutragen.

Der Verwundete stöhnte schmerzlich bei jeder heftigen Bewegung.

Behutsam trugen die Mainzer die Bahre — voraus humpelte Hieram, er schlug den Weg durch's Holzthor nach dem Jakobsberge ein. —

Im Häuschen am goldenen Brunnen ging es taurig her, seit jener verhängnißvollen Pfingstnacht.

Agnese weinte still und litt an ihrem Herzen so schwer, wie ihr Pflegevater; wie Dieser verschloß sie ihren Kummer ihn ihrer Brust und trug lautlos ihr Kreuz.

Sie war allein und saß unter dem Lindenbaume, auf dem der Frühlings-Sonnenschein die letzten Blüthenkölbchen aufspringen und duften ließ; das melodische Gesumme und Gezirp der Insekten, die sich im Sonnenlicht und Blüthenduft tanzend wiegten und badeten hin und wieder schwirrten; das süße Geflöte des Hausgrasmückchens oben am schmalen Giebel des kleinen Häuschens, das aus- und einschlüpfend seine Jungen fütterte, würde gewiß auf das Gemüthe Agne-

sens einen wohlthuenden und beruhigenden Einfluß ausgeübt haben, denn es war gar still und einsam um sie her —

Die Menschen, die Bewohner dieses ohnehin schon öden Stadttheiles waren an das Ufer des Rheines geeilt —

Hätte nicht von Zeit zu Zeit ein dumpfes, unheimliches Rollen, wie entfernter Donner, ihr Herz in Angst und Entsetzen erbeben lassen — die Salven der Schlacht, in der auch e r kämpfte, dessen Bild sie, wachend und im Traume, nicht verließ.

„Wo ist der Alte, Jungfer Agnes?" unterbrach ihr Sinnen plötzlich die Stimme der Rös', die herangekommen, ohne von der Agnese bemerkt worden zu sein. Es lag etwas im Ton der Alten, was Agnese veranlaßte aufzuspringen und sie scharf anzublicken —

„Ich weiß es nicht — er ist seit Stunden fort — doch, was habt Ihr — was erregt Euch — um Gotteswillen, redet?"

„Neuigkeiten — gute und schlechte — besser, wenn der Alte sie von uns gehört hätte — als von dem boshaften Menschenvolk — der Rolf —"

„Was ist's mit ihm — warum zögert Ihr —"

Der Rolf soll große Thaten verübt haben, Alle sind seines Lobes voll — aber —"

„Um der heil'gen Jungfrau willen bringt mich nicht in Verzweiflung, Alte, und sprecht Euch aus!"

„Er soll gefallen sein, und sie sagen, der Alte suche den Leichnam seines Sohnes am Rheinufer —“

Agnese war in die Knie gesunken und hatte ihr Gesicht mit beiden Händen verdeckt — ihre Gestalt bebte —

„Es ist nicht wahr! — er ist nicht gefallen —“ schnarrte eine rauhe Stimme.

Agnese erhob sich wankend und wendete sich nach der Gegend, woher die Stimme kam —

Hinter dem Baume stand Hieram und fuhr mit beiden Händen über seinen langen Bart —

„Armbruster — was wißt Ihr von ihm — Ich beschwör' Euch, Mann, sprecht!“ rief Agnese dem Stückknecht zu.

„Er ist nicht gefallen, sage ich Euch – er ist nur stark blessirt —“

„Woher wollt Ihr das wissen, Armbruster?“

„Niemand kann das besser wissen, wie ich selber, ich habe ihn auf meinem Rücken aus dem Gefecht getragen!“

„O Dank Euch!“ rief Agnese und ergriff seine schwielige Hand — „doch, wo ist er jetzt?“

„Dort!“ — sagte Hieram trocken und deutete nach der dem Jakobsberge zuführenden Straße, wo soeben die vier Träger mit der Bahre erschienen waren, und sich langsamen Schrittes dem Hause näherten.

Hieram stützte die dem Umsinken nahe Gestalt

Agnesen's — ihre Augen waren starr auf den herannahenden Zug gerichtet —

„Seid ruhig, Jungfer, es wird so schlimm nicht sein" — tröstete der Stückknecht mit rauher Gutmüthigkeit, „junges Blut, Lebenslust und Pflegerhände, wie die Eurigen, werden ihn schon wieder herausreißen — ein Streifschuß am Arm, ein Stich, der an den Rippen abglitt, ist Alles, was man an äußeren Verletzungen an ihm gewahrte — doch scheint sein Kopf gelitten zu haben, sein Pferd ist gefallen und lag auf ihm —"

Rös' wollte schon in Jammer und Geschrei ausbrechen, da faßte sich Agnese gewaltsam — sie hielt sie zurück und bedeutete ihr mit gebieterischer Miene Schweigen.

Sie winkte den Trägern, öffnete weit die Thüre des Hauses. Die Letzteren brachten mit Sorgfalt die Bahre mit dem Verwundeten über die Schwelle des Hauses.

Rolf schien zu schlafen, seine rechte Hand lag auf dem Herzen, — er wurde an Agnesen vorbeigetragen; es schien, als wolle sie ihn mit ihren Augen verschlingen. —

Plötzlich veränderten sich ihre Züge — das Blut stieg ihr in's Gesicht — ein Ausdruck hohen Glückes breitete sich, wie Sonnenschein, über ihre Miene aus — —

Seine Hand war unverletzt!

Mit einer Geberde, unwiderstehlich, und sogar für die anwesenden, den untersten Volkskassen angehörenden Menschen verständlich und doch nicht verletzend, wieß sie dieselben aus dem Wohnraum Godefried's; sie war allein mit dem Verwundeten.

Behutsam kniete sie an der Seite der Tragbahre nieder, ergriff leise Rolf's Hand und drückte ihre Lippen darauf —

„Gott, sei gelobt," flüsterten ihre Lippen leise, „er ist kein Meuchelmörder!"

Rolf schlug die Augen auf, sie begegneten Agnesen's seelenvollem Blick.

Ein Kuß überzeugte ihn, daß er nicht träume.

Des Stückknechtes eiserne Geduld, mit der er stundenlang des Verwundeten Stirne mit dem Wasser des Maines und Rheines gekühlt, hatte die Nebel verscheucht, die seinen Geist umnachtet hielten; seine Verwundungen waren, im Grunde genommen, nicht Besorgniß erregend — —

„Nur seitdem mein Pferd stürzte, weiß ich nichts mehr von mir —" schloß er seinen kurzen, häufig von Agnesen's besorgten Ausrufen begleiteten Bericht.

Agnese erklärte ihm kurz den entsetzlichen Verdacht, der, seit dem Tode des Kupferschmiedes, in ihrem und seines Vaters Herzen beinahe zur Gewißheit geworden — sie holte den Ring herbei, den sie ihm in der

letzten Abschiedsstunde gegeben — den in Weingeist aufbewahrten Finger des Mörders —

Da rief Rös' hastig zur Thür herein:

„Der Vater kommt auf's Haus zu!"

Agnese eilte ihm entgegen und überließ die Sorge für Rolf der alten Magd.

Godefried kam, gebeugten Hauptes — ein gebrochener Mann — die Straße daher. Er erhob erst seinen sorgenschweren Kopf, als Agnese theilnehmend ihren Arm um seine Schulter schlang — mit verschwommenen, halbwirren Blicken schaute er sie an.

„Vater, habt ihr Nichts von Rolf vernommen?" sprach sie ihn mit bebender Stimme an.

Er schüttelte den Kopf und murmelte düster — „Er ist todt — er hat seine That gesühnt — seine Leiche fand ich nicht!"

„Vater! Vater! Rolf — Euer Kind hat kein Unrecht auf seiner Seele — er ist nicht todt — er lebt und ist in seines Vaters Haus, wo — —" Godefried hörte sie nicht aus — er stieß die Thüre auf und blieb starr auf der Schwelle stehen — er rang nach Luft.

Zum Fenster herein fiel der Sonnenschein auf Rolf's bleiches Gesicht, das lächelnd dem Vater entgegenblickte, seinen Augen folgten seine Hände, er streckte sie nach seinem Vater aus.

Als dieser die unverletzten Finger erblickte, stieß

er einen unartikulirten Freudenschrei aus, sank neben der Lagerstätte seines Sohnes nieder, umarmte und küßte ihn.

Aus dem alten, längst vertrockneten Born seiner Augen strömte ein Freudenquell. — — — — — — — — — — — — — — —

Zu jener Zeit waren die Gemüther der Menschen sehr verrohet — politische und Bürgerkriege löſten einander ab, oder ſpielten gleichzeitig auf derſelben Bühne. Uebergriffe der Fürſten gegen das mächtig gewordene Bürgerthum, und gewaltſames, meiſt berechtigtes Auflehnen des Letzteren gegen Bedrückung und Verkümmerung ſeiner Rechte waren ſeit Jahrhunderten an der Tagesordnung.

Jetzt loderte gar noch der ſchrecklichſte aller Feuerbrände, den der Geiſt der Zwietracht unter die Menſchen zu ſchleudern pflegt — der Religionskrieg — auf.

Folgen jener Zuſtände waren eine Unzahl von Verbrechen aller Art und ein ſummariſches und grauſames Rechtsverfahren, welches mit der Folter begann und in den grauſamſten Todesſtrafen gipfelte. Rechnet man hierzu den partiellen Wahnſinn der Hexenproceſſe, die in manchen, nicht einmal ſehr bevölkerten Städten, durchſchnittlich wöchentlich ein Opfer forderten, ſo nimmt es nicht Wunder, daß der Henker, zu jener Zeit, ein vielbeſchäftigter Mann war. Von der

Folter eilte er zu Rad, Galgen und Beil, oder zum Scheiterhaufen, und gar oft mußte er, ehe er den neuen Holzstoß erbauen konnte, die unter der Asche noch glimmende Gluth des alten löschen.

Der Besuch der Hinrichtungen war ein beliebter Sport der Vornehmen und eine Art festlicher Belustigung für das Plebs.

Wenn gar das Opfer des Henkers kein von der Straße Aufgelesener, sondern dem vornehmen Stande Angehöriger war, bemächtigte sich des Volkes eine große Aufregung, und um so mehr, wenn es eine so leichtlebige Natur und erregbaren Sinn besaß, wie von jeher das Mainzer Volk.

Eine milde Juninacht sank auf die Erde herab, paradiesisch schön; der Mond versilberte die Bäume und Gesträucher auf der Hochebene vor dem Gauthor. — Die Blüthen hauchten köstliche Düfte in die Nacht und die Nachtigallen wetteiferten, die Pracht der Natur zu verherrlichen.

Hunderte von Menschen waren dort versammelt, lagerten theils um Feuer, an denen Würste schmorten, theils trieben sie sich an den ambulanten Weinschenken herum und lauschten den Spaßmachern, die allerwärts, bei großer Menschenanhäufung wie aus der Erde wachsen. —

Doch waren diese Leute nicht etwa versammelt, um die Schönheiten und Reize der Frühlingsnacht

zu genießen — nein! nicht ein Einziger unter ihnen fühlte oder ahnte diese Wonne nur —

Sie harrten hier der Hinrichtung eines Elenden, und, um ja diesen aufregenden Anblick nicht zu versäumen, lagerten sie sich, schon am Abende vorher, um das Hochgericht, harrten die Nacht durch und improvisirten sich ein Volksfest.

Rinwart von Cleve, Kaiserlicher und Kurfürstlicher Feldhauptmann, ein Edler von Geburt, war von dem Kurfürstlichen, hochnothpeinlichen Halsgericht zum Tode auf dem Rade verurtheilt worden, — wegen Landesverrathes vor dem Feinde, meuchel- und raubmörderischen Ueberfalles und Meuchelmordes an dem Kupferschmiede Veit von Nürnberg. —

„Er solle, nachdem ihm die Brüste mit glühen-
„den Zangen abgerissen worden, von unten nach
„oben gerädert, bis er todt ist — und dann
„sein Körper auf's Rad geflochten werden zum
„Rabenfraß!"

So lautete der strenge Spruch der Richter, aber der menschenfreundliche Kurfürst begnadigte den Verbrecher „von dem Abreißen der Brüste mit glühen-„den Zangen — zu blosem Rädern."

Merkwürdige Geschichten durchliefen die Volksmenge in Betreff des abgehauenen Fingers und des Ringes der Hostienbäckerstochter, der man gar zu gerne Eines angehängt hätte —

Die Handwerker und Zunftgenossen waren gefährliche Menschen — roh — ungebildet — neidisch, hab- und eigensüchtig und boshaft unter sich und gegen Andere — hätten sie gerne das schöne Mädchen sammt ihrem Vater auf dem Holzstoße gesehen, um dann ihr Gejohle und Triumphgebrüll loszulassen, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten; aber auf der anderen Seite ebenso feige, fürchtete sich Jeder den ersten Stein aufzuheben; denn der Abt vom Jakobsberge hatte einen „langen", starken Arm; und wie eine unheilschwangere Wolke lag seine Drohung, den Aberglauben und die heidnischen Gebräuche, die mitunter stark an Zauberei grenzten, der Zunftgenossen betreffend, über den Gemüthern der „braven" Leute.

Ihre heimliche Wuth fand nun wenigstens darin eine kleine Befriedigung, daß ein „Edler" jetzt dem Henker verfallen, der sich an einem Zunftgenossen vergriffen, und als nach der durchschwärmten Nacht — die Sonne vergoldete bereits die Fluren und ein tausendstimmiges Jubellied gefiederter Sänger stieg zum Himmel — — das Volk den Zug des Kurfürstlichen Hofgerichts durch das Gauthor erscheinen sah, erhob sich ein gräßliches Wuth- und Rachegebrüll.

Kaum waren die hundert berittenen Kurfürstlichen Gardisten im Stande, die herandrängende Menge zurückzudrängen — sie mußten zu den Waffen greifen

und erst nachdem die flachen, schweren Klingen die harten, weintrunkenen Köpfe fuchtelten, wichen sie zurück und ließen freie Bahn.

Voran ritt der kurfürstliche Gewaltsbote und zwei Richter in langen Roben und schwarzen Alongeperücken, dann kamen der Gerichtsarzt, ein Schreiber und mehrere Gerichtsdiener, ebenfalls zu Pferde; ihnen folgte der Karren des Freimannes, auf dem der gefesselte Verbrecher Rinwart in rothem Gewande rückwärts saß; um den Hals trug er einen Strick, den der Henker, mit rothem Mantel bekleidet, in der einen Hand gefaßt hielt — in der anderen trug er das Zeichen seiner Würde, das Schwert.

Ein Jesuitenpater versuchte vergeblich dem Verbrecher Trost zuzusprechen, aber dieser wandte sein leichenblasses, unheimliches Gesicht von ihm ab und beantwortete seine Gebete mit Fluchen und Gotteslästerungen.

Auf einem zweiten Wagen zwischen den Knechten des Freimannes folgten die beiden Gefährten des Clevener's — sie waren als Verführte nur zur Staupe und zum Galgen verdammt.

Beide schienen reumüthig, denn ihre zitternden Lippen bewegten sich im Gebete und sie küßten häufig das ihnen von Jesuiten dargereichte Crucifix.

Dreifache Reihen Berittener umgaben und beschlossen den traurigen Zug.

Beinahe eine Stunde verging, ehe der Henker sein entsetzliches Werk vollbracht hatte, bis die Herren vom Gericht ꝛc. ꝛc. unter Eskorte in die Stadt zurück, zu ihrem Frühstücke ritten und sich die Menge zu verlaufen begann.

„Zum Rheine," erschollen einzelne Rufe aus dem Menschenhaufen, „um Mittag kommt der Kaiser an von Frankfurt!" und die Schaulust trieb den ganzen Menschenstrom nach dem entgegengesetzten Theile der Stadt, dem Rheinufer.

Man erwartete Ferdinand II., der auf der Reise nach Bingen zu einer Zusammenkunft mit dem Landgrafen von Hessen begriffen, in Mainz einige Tage zu ruhen beabsichtigte.

Großartige Vorbereitungen waren getroffen worden, um das für Mainz so seltene Fest der Gegenwart des Kaisers in seinen Mauern in einer des Kurstaates, des Kirchenfürsten und Reichserzkanzlers würdigen Weise zu feiern.

Obschon der Kurfürst das jus de non appellando, also das Recht der letzten Instanz besaß, so ging doch die höchste Gerichtsbarkeit, so lange er in Mainz weilte, auf die Person des Kaisers über —

Er hatte das Recht, einen Verbrecher zu begnadigen — weßhalb man die Execution des Clevener's und seiner Spießgesellen in aller Eile vor seinem Eintreffen bewerkstelligte —

Er hatte ferner den vom Kurfürsten erlassenen Adelsbriefen die Bestätigung für das Reich zu ertheilen — Recht zu sprechen über streitige Angelegenheiten zwischen Kurmainz und anderen Reichsunmittelbaren, um solche kurzer Hand auf friedlichem Wege zu schlichten — ebenso Privatstreitigkeiten aller Art — Gnaden, Titel und auch Stipendien zu verleihen — kurz, gar Manchem schlug das Herz, als die Kanonen auf der Mainspitze den Eintritt der kaiserlichen Reisejacht aus dem Main in den Rhein verkündeten. —

Auch Urban, der Abt des Benediktinerklosters auf dem Jakobsberge, befand sich in einer leicht begreiflichen Aufregung —

Der Kaiser hatte ihm verkünden lassen, daß er selbst das Kloster besuchen und seine berühmte Bibliothek mit ihren reichen Schätzen an Inkunablen besichtigen wolle und daß er bei dieser Gelegenheit sein Bittgesuch prüfen und Entscheidung darüber treffen werde.

Der Abt schritt in den langen, gewölbten Corridor's auf und ab und dirigirte die Brüder, die beschäftigt waren, mit grünen Laubgewinden die kalte Steinarchitektur zu beleben.

In dem großen, geräumigen und hochgewölbten Refektorium glänzten die holzgetäfelten Wände wie schwarze Spiegel und die gemalten Glasfenster

strahlten in erhöhter Farbengluth; denn gar sorgfältig hatte man den alten Staub, der sie im Laufe der Zeit von Außen inkrustirt, weggeschafft — die geschnitzten Schränke in den weiten Büchersälen waren weit geöffnet und zeigten ihre wohlgeordneten Reihen von Pergamentbänden; die herrlichsten Schätze der Wissenschaft und Scholastik waren sorgfältig in Glaskasten zu bequemer Besichtigung aufgestellt — uralte Handschriften mit köstlichen Initialen, Missales mit wunderbaren Miniaturen in kunstvoll in Holz geschnitzten oder in Gold und Silber getriebenen Einbänden — die Hüllen wetteifernd an Kunstwerth mit dem Inhalte — prangten hier in ungezählten Exemplaren.

Johannes Gensfleisch's unersetzliche ersten Drucke waren in vollständiger Reihenfolge vorhanden; im Anschluß daran die Werke aus den Officinen Fust's und Schöffer's und anderer erster Drucker. Im Gegensatze dazu die Falsifikate der Straßburger und Holländer — Schätze, um welche ein Gott die Menschen beneiden mochte — sie waren wahrlich des Besuches eines Kaisers werth! —

Und der Kaiser kam.

Er war ein stolzer eigenwilliger Herrscher; sein Charakter prägte sich in seiner hohen ritterlichen Gestalt aus, ein echtes Kind seiner Zeit, einer Zeit des Kampfes und des Streites.

Demgemäß hatte er, obgleich ein hochgebildeter Geist, nicht viel Muse übrig für Künste und Wissenschaft; umsomehr fesselten ihn, der Regierungsgeschäfte und Königssorgen augenblicklich ledig, die Schätze der Bibliothek der Benediktiner.

Stunden brachte er mit dem Kurfürsten und dem Abte in den Büchersälen zu, während das Gefolge im Refektorium den Becher kreisen ließ; und als Ferdinand II. endlich an dem mit Erfrischungen reich beladenen Tische Platz nahm, malte sich hohe Befriedigung auf seinen Zügen und manche Falte von seiner Stirne war geglättet.

Klug benutzte Abt Urban die Stunden der Zerstreuung und trug ihm Agnesen's Angelegenheit vor, producirte das Bekenntniß des sterbenden Klaus von Ravensburg und als er die Erlaubniß erhalten Agnese vorzuführen, als diese von dem Abte geleitet erschien, um dem Kaiser zu Füßen zu fallen, trat ihr dieser einen Schritt entgegen, küßte sie auf die Stirne und sprach sie frei von Bann und Reichsacht und von jedem Makel, der auf dem Namen ihres Geschlechtes haftete.

„Wo habt Ihr Eueren anderen Schützling, Hochwürdiger Urban?“ fragte Schweikhard von Kronenberg den Abt.

„Er harr't der Befehle Seiner Majestät!“ erwiederte dieser mit einer Verbeugung vor dem Kaiser.

„Ihr wollet das Eisen schmieden so lange es heiß!“ lachte Ferdinand, „nur immer vom Herzen, Herr Abt, was Euch beschwert!“

„Es handelt sich nicht um eine Gnade, Majestät,“ fiel der Kurfürst ein, „sondern um Bestätigung eines Adelsbriefes für den tapferen bürgerlichen Officier, dessen ich bereits bei Euerer Majestät Erwähnung gethan.“

„Ich liebe die tapferen Menschen, wenn ihre Tapferkeit nicht mit momentaner Tollkühnheit verwechselt wird!“ rief der Kaiser.

„Dieses ist hier nicht der Fall,“ warf der Kurfürst ein, „und es ist schon der zweite Fall, in dem er sich auszeichnete! Bei'm ersten sprach ich ihn von der Hörigkeit frei und ernannte ihn zum Officier!“

„Also der Sohn eines Hörigen?“ fragte der Kaiser —

„Majestät, sein Vater ist ein Unglücklicher, ein ehemaliger Höriger des unglücklichen Hernsteiner's, der treu mit seinem Herrn flüchtete und in Folge dessen in Bann und Reichsacht mitbegriffen ist!“

Abermals schritt der Abt mit des Kaisers Erlaubniß aus dem Refektorium und gleich darauf erschien Rolf auf Agnese gestützt, denn er war noch immer nicht ganz genesen von dem schweren Fall.

Das ehrliche Feuerauge, die offene furchtlose Miene des Jünglings, dessen hohe Gestalt leicht auf Agnese

gestützt, ehrfurchtsvoll, aber frei und ungezwungen vor dem Kaiser stand, machten einen guten Eindruck auf Ferdinand.

„Was erbittet Ihr von mir?“ fragte er wohlwollend.

Mit einem Blicke auf den Kurfürsten antwortete Rolf:

„Die Gnade der Bestätigung Euerer Majestät, der von der Gnade meines Herrn mir verliehenen Auszeichnung!“

„Sie sei Euch gewährt! wollet Ihr eine Stellung in meinem Dienste? ich kann Männer wie Euch stets gebrauchen!“

Mit einem abermaligen Blicke auf den Kurfürsten verbeugte sich Rolf tief —

Der Kurfürst kam ihm zu Hülfe:

„Danket dem Kaiser für sein Gnadengeschenk — die besten meiner Diener gehören Seiner Majestät!“

„Betrachtet Euch mithin als in meinen Diensten stehend und stoßt zu meinem Gefolge, sobald Ihr genesen!“

Rolf wollte dem Kaiser seinen Dank aussprechen doch dieser unterbrach ihn:

„Sagt, in welcher Beziehung steht Ihr zu der edlen Jungfrau von Hernstein?“ und ein fragender Blick traf das junge Paar.

Hohe Röthe übergoß die Gesichter der beiden Liebenden — keine Antwort erfolgte — der Abt half aus der Verlegenheit. „Majestät, das Fräulein von Hernstein will ihre Hand dem jungen Krieger schenken!“

„Wie, Ihr, eine Edle, liebtet einen bürgerlichen Mann?“ fragte der Kaiser direkt das junge Mädchen.

Agnese ermannte sich — noch die Gluth der höchsten Verlegenheit auf den Wangen antwortete sie freimüthig:

„O, mein Kaiserlicher Herr! und wäre ich die Tochter eines Fürsten, ich würde den Mann lieben, der mich, die Ausgestoßene, die Geächtete, ausgewählt, ehe noch Hoffnung meiner Entsühnung vorhanden war!“

„Brav gesprochen und edel gedacht! Ihr seid einander werth — kommt an meinen Hof, Fräulein von Hernstein, mit Eurem zukünftigen Gatten, Ihr sollet eine seiner schönsten Zierden werden!“ mit diesen Worten küßte der Kaiser Agnese auf die Stirn und winkte zum Aufbruch. — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Ein Jahr war verflossen, seit jenem denkwürdigen Tage in Mainz, da saß eine junge Edelfrau unter einer Fliederlaube in einem schönen Garten, der um ein schloßartiges Gebäude sich ausdehnte und wiegte einen Säugling auf ihrem Schooße. Ein seliges Lächeln spielte um ihren reizenden Mund, als ein klirrender Männertritt näher und näher kam, ein Arm sie umfing und ein brauner Lockenkopf sich über sie beugte.

„O Rolf! Du bliebst so lange fort — es beängstigte mich — ich befürchtete schon, der Kaiserliche Bote habe neue Ordre gebracht, die Dich zum Heere befiehlt!"

„Nein, Agnese, noch ein Jahr habe ich hier am Rheine zu verweilen und dann erst ruft uns die Pflicht nach Wien," antwortete Rolf von Eschborn, der neue Herr der seinem Weibe zurückerstatteten Besitzungen Derer von Hernstein.

Noch einen Kuß, dann nahm er sanft seinen Erstgeborenen auf den Arm und wandelte an der Seite Agnesen's nach seiner stattlichen Behausung.

In der Ferne glänzte der Spiegel des Rheines im Sonnenlicht — und aus dem nahen Wald drang tausendstimmiger Vogelgesang und widerhallte in der Brust der beiden Glücklichen —

Vor dem lang gestreckten Wohnhause an einem Steintische, auf dem ein großer Weinkrug thronte, saßen zwei alte Männer emsig beschäftigt, wenn sie nicht gerade der Labsal „der Milch der Greise" zusprachen.

„Was schafft ihr so fleißig, Hieram?" frug die junge Frau liebevoll den alten Stückknecht.

Mit wichtiger Miene erwiederte dieser seinen langen Bart streichend:

„Die erste Armbrust für den jungen Herrn soll, so alt ich bin, mein Meisterstück werden!"

„Nun, Zeit habt Ihr genug dazu, Hieram," lachte Rolf, reichte dem anderen Greise, dem alten Hostienbäcker, den Arm und führte ihn mit liebender Sorgfalt in's Haus. —

Ein prächtiges Geschlecht erblühte aus jenem Stamme und heute noch leben als Zierden des deutschen Adels die Nachkommen „des Hostienbäckers von Mainz!"

Von demselben Verfasser sind in gleichem Verlage erschienen:

1. **„Das Eckhaus an der Albanskirche,** eine historische Erzählung aus den letzten Tagen von Kur-Mainz.“ Mit dreißig Original-Illustrationen von Wilhelm Ohaus.

Stimmen der Presse:

Die **„Vossische Zeitung“** sagt in Nr. 96. 1879. Beilage I. in einer ganzen Spalte unter Anderem:

Auf geschichtlichem Hintergrunde, der die Zeit des letzten Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl, vergegenwärtigt, baut sich eine romantische Erzählung auf, halb ein sinniges, liebliches Idyll, halb ein handlungsreiches Bild bewegter Leidenschaft, — das Ganze in einem prächtigen Localcolorit gehalten, entworfen nach gründlichen Vorstudien und in fesselnder Form dargestellt. . . . Die schmerzvolle Klage am Schlusse des sonst so anheimelnden Buches ruft, verstärkt durch die Illustration der brennenden Kirche, einen Eindruck hervor, gleich als sähe man eine heitere Landschaft, in deren lachende Gefilde der Künstler eine qualmende Feuersbrunst hineingemalt habe. . . . Im Uebrigen aber dürfte das „Eckhaus an der Albanskirche“ einmüthigem Lobe begegnen, es müßte denn sein, daß ein particularistisch fühlender Leser Anstoß nähme an der wenig schmeichelhaften Darstellung des . . . . Gesandten. . . . Die Zahl derer, die solche Einwände erheben möchte, dürfte jedoch verschwinden vor der überwiegenden Majorität, die an der Lektüre des Buches einen rein künstlerischen Genuß finden wird. Den Hauptvorzug des Autors erblicken wir in seiner Charakteristik: die Bewohner des Eckhauses, allen voran die liebliche Monika, der kühne Vincenz, der milde hoheitsvolle Kurfürst, umgeben von adelsstolzen Junkern, behäbigen Prälaten und kecken Pagen, nicht minder die Personen aus dem Volke, das lustige Gretchen, die Tochter des Wirthes zum „Hecht,“ besonders zu nennen, — das alles sind trefflich gezeichnete Figuren, die eine entschwundene Zeit, eine eigenartige, uns seltsam anmuthende Welt wirkungsvoll bevölkern. . . Kurzum — das „Eckhaus an der Albanskirche,“ welches die beschreibende und die darstellende Kunst aus seinen Trümmern wieder auferstehen ließen, ist ein prächtiger stylvoller Bau, der seinem Meister Ehre macht.

„Frankfurter Zeitung“ Nr. 96, 6. April 1879 (Beilage).

Ohne durchaus lokal zu sein, hat die Erzählung den Kurstaat Mainz zur Zeit des letzten Kurfürsten zum Schauplatz. . .

Personen wie Thatsachen sind streng historisch gehalten und die ins kleinste Detail gehenden Schilderungen der Rococco-Zeit zeugen von genauer Kenntniß dieser Uebergangsperiode von der alten zur neuen Welt. . . . Die historischen Momente sind leicht und anmuthig in den Rahmen der Erzählung eingewoben; die Verwickelung geschickt und spannend, die Sprache fließend 2c.

„**Kölnische Volkszeitung**“ Nr. 94, 5. April 1879.

Das vorliegende, sehr hübsch ausgestattete Buch bietet wirklich einmal eine historische Erzählung, wie sie sein soll: eine gut erfundene, gewandt erzählte und sittlich reine Novelle auf vortrefflich gezeichnetem, geschichtlichem Hintergrund. Die lebendige Schilderung von Kur-Mainz kurz vor der französischen Revolution ist das Resultat ernster Forschung, ohne jemals in einen trockenen historischen Ton zu verfallen; eine Menge kleinere Züge hat der Verfasser sorgfältig zusammengesucht, um das bunte Treiben des Mainzer Hofes, der Adels- und Bürgerkreise im Wesentlichen so darzustellen, wie es wirklich war. Ernster Sinn und gesunder Humor sind glücklich vereinigt.

„**Rheinischer Kurier**“ Nr. 78, 2. April 1879.

Der Verfasser ist auf dem Gebiete der Novellistik noch unbekannt, berechtigt aber nach der vorliegenden Probe zu den schönsten Hoffnungen. In dem Buche zeigt sich ein bedeutendes Talent, zu erzählen und zu schildern. Die Situationen sind einfach, aber mit solcher Treue und Anschaulichkeit geschildert, daß der Leser dieselben mit zu erleben glaubt. Es geht aus der Erzählung ferner hervor, daß der Verfasser mit großem Fleiße die Sitten und Lebensweise unserer Urgroßväter bis in die kleinsten Details hinein studirt hat; so haben wir es als Kinder von unsern Großmüttern gehört und in dem Leser werden unwillkürlich die längst schlummernden Erinnerungen wach, die er in der Kinderstube eingesogen hat.

Paul Lindau's „Nord und Süd“ Heft 27, 1. Juni 1879.

Das lebhafte culturgeschichtliche Localcolorit verleiht dem Buche einen eigenthümlichen Reiz. . . . Daß „das Eckhaus an der Albanskirche“ durch die glückliche Sicherheit, mit der der Verfasser nicht nur den Localton getroffen hat, von Aeußerungen eines localen Patriotismus begleitet ist, erscheint selbstverständlich und vervollständigt noch mehr die Aehnlichkeit zwischen den dichterischen Erscheinungen des Verfassers und Franz Trautmanns, des Bayern. Diese Hervorhebung soll dem vorliegenden Buche ein ernstgemeintes Lob bedeuten.

„Ueber Land und Meer“ Nr. 42, 1879.

Als eine gute historische Erzählung möchten wir unseren Lesern dieses Buch empfehlen. Der Roman spielt in den letzten Tagen von Kur-Mainz und gibt das buntfarbige, vom Rococco noch stark überhauchte Leben jener Tage in allen Volksschichten vortrefflich wieder; fügen wir noch hinzu, daß die Begebenheiten spannend geschildert sind, die Figuren interessiren, die Handlung bis zum Erschütternden sich steigert und doch dabei des Versöhnlichen nicht entbehrt, so haben wir hier alle jene Bedingungen erfüllt, die einem Roman zu dem Erfolg verhelfen, einen großen Leserkreis zu unterhalten und tieferes Interesse zu erwecken.

2. „Clarissa, eine Novelle aus der Rococco-Zeit.

„Kölnische Zeitung“ Nr. 147, 28. Mai 1880.

Die Darstellung längst vergangener Zeiten im Gewande romantischer Erzählung ist seit mehreren Jahren häufig geworden, und in vielen Fällen haben sich unsere Romanschriftsteller mit Glück auf diesem Gebiete versucht. Auch dem Verfasser des vorliegenden Buches ist es gelungen, uns die alten Zeiten in anmuthigem und fesselndem Gewande vorzuführen, und uns für das Schicksal der handelnden, mit feiner Charakteristik gezeichneten Personen derartig zu interessiren, daß wir in ihnen während der Lectüre nicht mehr hergebrachte Romanfiguren, sondern wirkliche lebende Menschen mit allen ihren Vorzügen und Schwächen zu sehen glauben, und daß wir uns freuen, wenn am Schlusse der Erzählung das Lebensschifflein des Helden und der Heldin in einen gesicherten und freundlichen Hafen einläuft. Das sehr geschickt und in edler Sprache geschriebene Buch hat übrigens nicht nur Werth als Roman, sondern auch als Culturbild damaligen Lebens und Treibens in der „churfürstlichen Stadt Maintz.“

„Das Museum“ (N. Frankf. Presse) Nr. 113, 15. Mai 1880.

Zum zweiten Male betritt der Verfasser den literarischen Schauplatz und zwar nicht mehr als ein Unbekannter, Fremder, sondern als ein gern gesehener alter Bekannter, der noch durch sein Erstlingswerk „Das Eckhaus an der Albanskirche“ in gutem Andenken steht. Der gute Erfolg, den wir dieser Novelle im verflossenen Jahre gewünscht, ist eingetroffen, und das Werk geht kaum ein Jahr nach seinem Erscheinen einer neuen Auflage entgegen. — In seiner Clarissa schildert der Verfasser ein Stück Geschichte einer rheinischen Adelsfamilie rc... Feine Charakteristik der Personen, lebendige und lebenswarme Architektur- und Naturschilderungen und ein eleganter Styl

werden nicht verfehlen, auch diesem Roman einen weiten Leserkreis in der gebildeten Welt zu verschaffen. Als einen Hauptvorzug des Buches erachten wir, daß C. Kraus es verstand, ohne tendenziöse Färbung, nach keiner Seite hin verletzend, mit glücklicher Sicherheit den Localton zu treffen ꝛc.

„**Schlesische Volkszeitung**“ Nr. 250, 30. Oct. 1880.

Eine höchst interessante und spannende Erzählung, welche um das Jahr 1739 in der alten Reichsstadt Kur-Mainz spielt. Viele haben gewiß die im vorigen Jahre von demselben Verfasser erschienene Erzählung: „Das Eckhaus an der Albanskirche“ noch im Gedächtniß. Wurde dieses damals schon mit großer Begeisterung aufgenommen, so müssen wir doch sagen: „Clarissa“ übertrifft es noch. Die einzelnen Charaktere darinnen sind fast noch besser gezeichnet, vorzüglich die humoristischen. Aber auch die ganze damalige Zeit, die herrliche Blütezeit von Mainz, wird uns so lebhaft vor die Seele geführt, als sähen wir alle hohen Herren ꝛc.

„**Norddeutsche Allgemeine Zeitung**“ Nr. 257, 5. Juni 1880.

Wir waren nicht immer in der Lage, den Publikationen des Kirchheim'schen Verlages unsere Empfehlung mit auf den Weg zu geben: eine römisch-klerikale Tendenz hat sich in den belletristischen Novitäten dieser Firma oft in störender Weise breit gemacht. Um so angenehmer ist es, die vorliegende, in den letzten Decennien des geistlichen Kurstaates Mainz spielende Erzählung aus jedem Gesichtspunkte unseren Lesern bestens empfehlen zu können. Eine sinnig aufgebaute und geistvoll durchgeführte Intrigue, frische und lebensvolle wirksamen Humors nicht entbehrende Schilderung und eine gefällige, angenehme Sprache sind Vorzüge, welche dieser Erzählung aller Orten eine durchaus beifällige Aufnahme verbürgen.

„**Niederrheinische Volkszeitung**“ Nr. 268, 20. November 1880.

Mit der Meisterschaft, welche wir früher schon bei seinem prächtigen Buche „das Eckhaus an der Albanskirche“ nachgerühmt haben, bietet uns Conrad Kraus in dieser „Clarissa“ ein bis in die kleinsten Züge hinein treues Bild des nicht sonderlich erbaulichen Lebens, wie es im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts im heiligen Mainz sich abgespielt hat. . . . Wir können die „Clarissa“ nur als eine höchst spannend geschriebene, in den Einzelfiguren köstlich durchgeführte Erzählung bezeichnen, der es nicht an humorvollen Episoden gebricht, und die sich wegen dieser Vorzüge gewiß viele Freunde erwerben wird.

Alte
Geschichten vom Rheine.

Novellen

von

Conrad Kraus.

Zweiter Band.
Ultra Montes.
Der Hostienbäcker von Kur-Mainz.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1884.

Kraus, Conrad,

Alte Geschichten vom Rheine Novellen von Conrad Kraus

Bd.: 2

1884